IFSH
Institut für Friedensforschung
und Sicherheitspolitik
an der Universität Hamburg

RESEARCH REPORT
#016



Räume des Friedens:
Lokalisiertes Wissen über Konflikt und Alltagsfrieden unter ukrainischen und russisch(sprachig)en Migrant:innen in Deutschland

CHRISTIAN FRÖHLICH, REGINA HELLER | 10/2026

Inhalt

Zusammenfassung 4

Förderung 5

Danksagung 6

1 Einleitung: Lokalisiertes Wissen zu den Folgen des Ukrainekriegs als Ressource für die Friedens- und Konfliktvermittlung 7

2 Kontext und theoretische Einordnung: Zur Rolle ukrainischer und russisch(sprachig)er Migrant:innen in Deutschland im transnationalisierten Konfliktraum des Ukrainekriegs 10

2.1 Konflikttransportation 12

2.2 Bewältigung transportierter Konflikte im Alltag 14

3 Methode: Alltagsfrieden partizipativ und ko-kreativ erforschen 17

3.1 Der individuelle Raum: Narration und Selbstreflexion in leitfadengestützten Einzelinterviews 18

3.2 Der kollektive Raum: Erfahrungen gemeinsam deuten und Zukunftsperspektiven entwickeln 21

3.3 Forschungsethische Herausforderungen 28

4 Räume des Friedens: Der Ukrainekrieg und seine Folgen für Frieden und friedliches Zusammenleben aus der Alltagsperspektive ukrainischer und russisch(sprachig)er Migrant:innen in Deutschland 31

4.1 Verheerung und Neuanfang: Verlust von Sicherheit und der persönliche Umgang damit in der Diaspora 32

4.2 Identitätskonflikte und Neuordnung von Zugehörigkeit 38

4.3 Toleranz: (Wie) Können wir miteinander leben? 44

4.4 Erinnern: Mit der Vergangenheit leben 50

4.5 Welche Zukunft ist möglich? 56

4.6 Solidarität: Füreinander da sein 62

4.7 Was bedeutet für mich Frieden? 67

4.8 Zwischenfazit: Konflikttransportation und Alltagsfrieden im Diasporakontext 74

5 Fazit: Lokalisiertes Wissen als Ressource für Friedens- und Konfliktvermittlung 77

5.1 Konflikttransportation und Alltagsfrieden zusammendenken 78

5.2 Lokalisiertes Wissen: Diasporas als Wissensträger:innen 79

5.3 Lokalisiertes Wissen partizipativ und ko-kreativ erforschen 80

5.4 Konsequenzen für die Friedens- und Konfliktvermittlung 82

Literatur 84

Zusammenfassung

Friedens- und Konfliktvermittlung in internationalen Konflikten findet nicht allein im Konfliktgebiet statt. Migration und transnationale Beziehungen tragen Konflikte in neue Kontexte, wo sie verändert, neu interpretiert und im Alltag bearbeitet werden. Der Research Report fasst unsere Forschung zusammen, die am Beispiel ukrainischer und russisch(sprachig)er Migrant:innen in Deutschland untersucht, wie der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine in den Alltag hineinwirkt und welches Wissen über Konfliktbewältigung und friedliches Zusammenleben dabei entsteht.

Theoretisch verbindet der Bericht Ansätze der Konflikttransportation mit der Forschung zu *local* und *everyday peace*. Empirisch stützt er sich auf 54 leitfadengestützte Einzelinterviews sowie ein partizipatives Zukunftslabor, in dem Interviewmaterial gemeinsam mit Forschungspartner:innen aus den untersuchten sozialen Zusammenhängen interpretiert und zu eine Reihe von Themenfeldern verdichtet wurde.

Die Ergebnisse zeigen erstens, dass der Krieg im deutschen Diasporakontext nicht einfach die Konfliktlinien des Ursprungskonflikts reproduziert. Vielmehr verändert er Erfahrungen von Sicherheit, Identität und Zugehörigkeit, soziale Beziehungen, den Umgang mit Vergangenheit sowie Vorstellungen von Zukunft. Zweitens verlaufen transportierte Konfliktlinien nicht ausschließlich zwischen national definierten Gruppen. Ob Beziehungen abbrechen, fortbestehen oder neu entstehen, hängt ebenso von biografischen Erfahrungen, politischen Positionierungen und konkreten sozialen Kontexten ab. Drittens werden Praktiken sichtbar, mit denen Menschen Konflikte begrenzen und friedliches Zusammenleben ermöglichen – etwa durch Zuhören und Differenzieren, konkrete Hilfe, das Offenhalten von Beziehungen oder die Schaffung geschützter Begegnungsräume.

So wird klar, dass ukrainische und russisch(sprachig)e Migrant:innen nicht nur Träger:innen eines transportierten Konflikts sind, sondern auch über lokalisiertes Wissen darüber verfügen, wie diese Konflikte im Alltag wirksam, verändert und bearbeitet werden können. Der partizipative und ko-kreative Forschungsansatz kann dieses Erfahrungswissen sichtbar machen und unterschiedliche Perspektiven in Beziehung bringen. Daraus ergeben sich Ansatzpunkte für eine kontextsensible Friedens- und Konfliktvermittlung, die unterschiedliche Betroffenheiten berücksichtigt und an Alltagswissen und -praktiken anknüpft.

Keywords:
Diaspora, Ukrainekrieg, Konflikttransportation, Alltagsfrieden, partizipative Forschung, Friedens- und Konfliktvermittlung

Förderung

Die Forschung zu diesemResearch Report fand im Rahmen des Forschungsprojekts „Räume des Friedens. Friedensideen in der russischen und ukrainischen Diaspora in Deutschland und ihr Potenzial für die Konflikttransformation“ (2024–2027) statt, das von der Deutschen Stiftung Friedensforschung (DSF) gefördert wird.

Hinweis: Dieser Research Report ist in gendersensibler Sprache verfasst. Ausnahmen bilden Zitate sowie Textstellen, in denen ausschließlich männliche Personengruppen beschrieben werden.

Danksagung

Der Research Report zeigt Zeichnungen aus einer Reportage-Illustrationen, die im Rahmen des Forschungsprojekts entstanden sind. Die Zeichnungen stammen von der in Kasachstan geborenen Hamburger Künstlerin Julia Zeichenkind. Sie hat das Zukunftslabor künstlerisch begleitet und ausgewählte Interviewfragmente zeichnerisch interpretiert und so unserer Forschung eine zusätzliche künstlerische und emotionale Dimension der Wissensproduktion hinzugefügt. Für diesen Beitrag sind wir sehr dankbar.

Wir bedanken uns bei allen, die am Forschungsprojekt beteiligt waren und zu seinem Gelingen beigetragen haben!



1 Einleitung: Lokalisiertes Wissen zu den Folgen des Ukrainekriegs als Ressource für die Friedens- und Konfliktvermittlung

Internationale Konflikte wirken heute vielfach weit über ihre unmittelbaren geografischen Grenzen hinaus. Durch Migration und andere transnationale Beziehungen werden Konflikterfahrungen, politische Deutungen und gesellschaftliche Spannungen in neue soziale Kontexte getragen. Dort werden sie jedoch nicht einfach reproduziert. Sie treffen auf andere gesellschaftliche Rahmenbedingungen, biografische Erfahrungen und soziale Beziehungen und können dadurch neue Konfliktdynamiken hervorbringen. Friedens- und Konfliktvermittlung muss deshalb auch danach fragen, wie Konflikte außerhalb ihres unmittelbaren Entstehungsortes im Alltag wirksam werden, wie Menschen dort mit ihnen umgehen und unter welchen Bedingungen friedliches Zusammenleben möglich bleibt.

Der Research Report fasst unsere Forschung zusammen, die diese Fragen am Beispiel ukrainischer und russisch(sprachig)er Migrant:innen in Deutschland im Kontext des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine untersucht hat. Viele dieser Menschen sind unmittelbar oder mittelbar vom Krieg betroffen – durch Flucht und Exil, durch Angehörige und Freunde in der Ukraine oder in Russland, durch politische Repression oder durch die Folgen des Kriegs für ihre sozialen Beziehungen in Deutschland. Uns interessiert zum einen, wie der Krieg das Zusammenleben innerhalb und zwischen unterschiedlichen ukrainischen und russisch(sprachig)en migrantischen Zusammenhängen in Deutschland verändert. Zum anderen fragen wir, wie die Betroffenen mit daraus entstehenden Konflikten im Alltag umgehen und welche Vorstellungen und Praktiken friedlichen Zusammenlebens sie entwickeln.

Analytisch verbinden wir dazu zwei bislang nur selten miteinander verknüpfte Forschungsperspektiven: Konflikttransportation und *local* bzw. *everyday peace*. Ansätze der Konflikttransportation gehen davon aus, dass Konflikte durch

Migration und transnationale Beziehungen de- und re-territorialisiert und in neuen sozialen und geografischen Kontexten verändert werden (Baser 2013; Voytiv 2019; Voytiv 2020; Féron & Voytiv 2021; Svop Jensen 2023). Dabei können eigenständige Konfliktdynamiken entstehen, die sich nicht unmittelbar aus dem Ursprungskonflikt ableiten lassen. Die Forschung zu *local* und *everyday peace* lenkt den Blick demgegenüber auf die soziale Mikroebene von Frieden und fragt danach, wie Menschen Konflikte in ihren alltäglichen Beziehungen bewältigen und friedliches Zusammenleben praktisch herstellen (Mac Ginty 2021; Firchow 2020; Ware & Ware 2022). Unsere Forschung führt beide Perspektiven zusammen und zeigt, wie Konflikte transportiert und verändert werden und wie Menschen ihre Wirkungen im Alltag begrenzen und bearbeiten.

Eine zentrale Rolle spielt dabei lokalisiertes Wissen. „Lokal" verstehen wir nicht allein geografisch, sondern als Hinweis auf die Situiertheit von Wissen in konkreten biografischen Erfahrungen, sozialen Beziehungen und Alltagspraktiken. Menschen, die mit den Folgen des Ukrainekriegs in Deutschland leben, verfügen über Erfahrungswissen darüber, wie politische Gewalt und gesellschaftliche Polarisierung in den Alltag hineinwirken, welche Konflikte daraus entstehen und unter welchen Bedingungen Beziehungen trotz dieser Konflikte erhalten oder neugestaltet werden können (Berents 2015; Mac Ginty 2021; Edler, Krause & Segadlo 2025). Um Zugang zu diesem Wissen zu gewinnen, haben wir den Forschungsprozess partizipativ, beziehungsorientiert und in Teilen ko-kreativ gestaltet. Forschungspartner:innen aus den untersuchten sozialen Zusammenhängen wirkten an unterschiedlichen Phasen des Forschungsprozesses mit; individuelle Perspektiven aus 54 Einzelinterviews wurden zudem in einem Zukunftslabor gemeinsam diskutiert, interpretiert und neu miteinander in Beziehung gesetzt.

Die Ergebnisse zeigen erstens, dass der russische Angriffskrieg im deutschen Diasporakontext nicht einfach die Konfliktstruktur zwischen Russland und der Ukraine reproduziert, sondern Erfahrungen von Sicherheit, Identität und Zugehörigkeit sowie soziale Beziehungen und Zukunftsvorstellungen neu ordnet. Zweitens verlaufen die daraus entstehenden Konfliktlinien nicht ausschließlich zwischen national definierten Gruppen, sondern hängen ebenso von biografischen Erfahrungen, politischen Positionierungen und konkreten sozialen Beziehungen ab. Drittens werden im Alltag Praktiken sichtbar, mit denen Menschen die Wirkung des Konflikts begrenzen und trotz Verlusten, Misstrauen und asymmetrischer Betroffenheit Handlungs- und Beziehungsfähigkeit aufrechterhalten.

Der analytische Beitrag unserer Forschung liegt damit zunächst darin, Konflikttransportation und Alltagsfrieden stärker zusammenzudenken. Konflikttransportation erscheint nicht allein als politische Mobilisierung oder als Fortsetzung eines Herkunftskonflikts, sondern als ein alltäglicher Prozess, in dem Beziehungen, Zugehörigkeiten und Konfliktlinien unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen neu ausgehandelt werden. Die Perspektive des *everyday peace* ergänzt diesen Blick: Sie fragt, wie Menschen in diesen Räumen Konflikte begrenzen, Beziehungen erhalten und friedliches Zusammenleben gestalten. Die Forschung zu everyday peace wird so zugleich auf einen transnationalen Diasporakontext übertragen.

Ein weiterer Beitrag liegt in der Perspektive auf ukrainische und russisch(sprachig)e Migrant:innen als Träger:innen lokalisierten Wissens. Ihre Erfahrungen und Praktiken geben Aufschluss darüber, wie ein transnationalisierter Konflikt in einem neuen gesellschaftlichen Kontext wirksam, verändert und im Alltag bearbeitet wird. Durch Partizipation und Ko-Kreativität wird dieses Wissen nicht allein individuell erhoben, sondern es werden unterschiedliche Erfahrungen miteinander in Beziehung gesetzt, gemeinsam reflektiert und in ihrer jeweiligen Situiertheit sichtbar gemacht. Für die Friedens- und Konfliktforschung erschließt dies soziale Dynamiken, die in einem vorrangig auf politische Mobilisierung, organisierte Diasporaakteure oder formale Konfliktvermittlung gerichteten Blick leicht übersehen werden.

Dieses lokalisierte Wissen kann auch für eine kontextsensible Friedens- und Konfliktvermittlung relevant sein. Es zeigt, dass Konflikte nicht nur politisch bearbeitet werden, sondern auch in alltäglichen sozialen Beziehungen und konkreten Lebenswelten. Friedens- und Konfliktvermittlung kann deshalb davon profitieren, unterschiedliche biografische Erfahrungen, asymmetrische Betroffenheiten und die bereits vorhandenen Praktiken der alltäglichen Konfliktbearbeitung stärker zu berücksichtigen.

Unser Zugang hat Grenzen. Alltagspraktiken des Friedens in Deutschland lassen keine Rückschlüsse auf mögliche Friedenspraktiken im Kriegsgebiet zu. Ebenso wenig sind die von uns untersuchten Personen repräsentativ für ukrainische oder russisch(sprachig)e Diasporagemeinschaften. Seine Stärke liegt vielmehr darin, unterschiedliche biografisch und sozial situierte Erfahrungen sichtbar zu machen und nach den Mechanismen zu fragen, durch die Konflikttransportation und Alltagsfrieden in konkreten Lebenszusammenhängen entstehen.

2 Kontext und theoretische Einordnung: Zur Rolle ukrainischer und russisch-(sprachig)er Migrant:innen in Deutschland im transnationalisierten Konfliktraum des Ukrainekriegs

In Deutschland leben derzeit rund 1,3 Millionen Ukrainer: innen, 235.000 Menschen mit russischem Pass und 298.000 Menschen mit doppelter (russisch-deutscher) Staatsbürgerschaft (Statistisches Bundesamt 2026). Die ukrainischen und russisch(sprachig)en Diasporagemeinschaften in Deutschland haben sich seit Beginn des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine im Februar 2022 erheblich verändert. Seither haben etwa eine Million ukrainische Kriegsflüchtlinge Schutz vor der russischen Aggression gesucht. Rund 42.000 Russ:innen haben ihr Heimatland aufgrund des Kriegs und des autoritären politischen Regimes verlassen und sind nach Deutschland gekommen (Statistisches Bundesamt 2026). Sie treffen hier auf rund fünf Millionen Migrant:innen aus postsowjetischen Ländern, die seit Ende der 1980er Jahre nach Deutschland eingewandert sind, sowie deren Nachkommen. Dazu gehören insbesondere auch deutsche Spätaussiedelnde aus Kasachstan und anderen postsowjetischen Regionen. Sie alle sind Teil einer „postsowjetischen" Diaspora, die ethnisch sehr heterogen ist, zugleich aber zahlreiche kulturelle und sprachliche Überschneidungen aufweist (Panagiotidis 2021). Die meisten sprechen Russisch oder geben Russisch als ihre Muttersprache an. Viele leben in ethnisch gemischten Familien oder pflegen enge Beziehungen zu Angehörigen der „anderen" Gruppe (Gude 2022).

Russlands Angriffskrieg gegen die Ukraine hat viele Menschen aus der postsowjetischen Diaspora in Deutschland mobilisiert, obwohl nur wenige derjenigen, die sich politisch engagieren, aufgrund des Kriegs nach Deutschland gekommen sind. Mit Kriegsbeginn gingen auch Angehörige früherer Einwanderergenerationen auf die Straße, um ihrer Haltung Ausdruck zu verleihen. Einige de-

monstrierten gegen den Krieg und das Putin-Regime sowie für die ukrainische Souveränität, andere organisierten pro-russische Autokorsos. Aufmerksamkeit erregten zudem Fälle pro-russischer Propaganda in sozialen Medien aus den Reihen postsowjetischer Migrant:innen (Ruhdorfer 2022). Zuletzt rückten auch Aktivitäten sogenannter „Wegwerfagenten“ in den Fokus, also Personen mit Migrationshintergrund, die mutmaßlich im Auftrag russischer Geheimdienste Sabotageakte in Deutschland und Westeuropa verüben (Spiegel Online 2026). Die meisten Menschen aus diesen Gruppen äußern sich jedoch nicht öffentlich zum Krieg und engagieren sich auch nicht politisch.

Weder die Proteste auf deutschen Straßen noch vereinzelte Fälle von Radikalisierung lassen Rückschlüsse darauf zu, wie der Krieg gegen die Ukraine die ukrainische und russisch(sprachig)en Diasporagemeinschaften in Deutschland insgesamt mobilisiert und wie er sich konkret auf das Leben ihrer Mitglieder auswirkt. Umgekehrt deutet einiges darauf hin, dass die sichtbare konfliktinduzierte Mobilisierung sowie Intensität und Ausrichtung „heimatbezogener“ Aktivitäten von Diasporagemeinschaften – anders als in der Forschung bisher angenommen (Anderson 1998; Smith & Stares 2007; Turner 2008) – nicht notwendigerweise vom Herkunftsort abhängen (Féron 2021: 429). Sie lassen sich also nicht zwangsläufig auf unmittelbare Erfahrungen mit dem Konflikt im Ursprungsland, etwa durch Flucht oder Vertreibung, zurückführen. Und auch Migrant:innen, die schon länger in Deutschland leben, sind mit kriegsbedingten Alltagskonflikten konfrontiert. Dies zeigt sich etwa, wenn multiethnische Familien oder Freundeskreise in Deutschland mit den ethno-nationalistischen Narrativen konfrontiert werden, die Russland zur Rechtfertigung seines Kriegs bemüht. Konflikte entstehen zudem durch externe Zuschreibungen. So wird Russlanddeutschen in der deutschen Öffentlichkeit vielfach eine pro-russische und Putin-freundliche Haltung unterstellt, nicht zuletzt, weil viele russische Staatsmedien konsumieren (Klauser 2022). Daraus können unterschiedlichste Identitätskonflikte entstehen: Bisherige Einstellungen und Zugehörigkeiten müssen neu verhandelt und konkrete Praktiken des friedlichen Zusammenlebens neugestaltet werden.

2.1 KONFLIKTTRANSPORTATION

Die neuere Literatur zur Rolle von Diasporas in internationalen Konflikten (Féron & Baser 2023; Voytiv 2020; Svop Jensen 2023) bietet Anknüpfungspunkte, um die komplexen Realitäten im deutschen Diasporakontext einzuordnen. Sie stellt insbesondere das hergebrachte, stark essentialisierte Verständnis dessen infrage, was in der Forschung unter Diaspora verstanden wird. In der konfliktwissenschaftlichen Literatur bezeichnet der Begriff „Diaspora" traditionell eine transnationale Gemeinschaft in einem Aufnahmeland, die infolge eines (gewaltsamen) Konflikts im Herkunftsland entsteht oder sichtbar wird. Diasporas gelten in diesem Sinne als Gruppen von Migrant:innen, Exilant:innen oder Geflüchteten, die aufgrund ihrer transnationalen Verbindungen – meist familiärer oder verwandtschaftlicher Beziehungen – politisch mobilisiert werden. Diese Mobilisierung äußert sich in organisierten Formen des Engagements, etwa in Diaspora-Organisationen oder politischen Bewegungen. Diese versuchen, Einfluss auf den Konflikt im Herkunftsland zu nehmen, beispielsweise durch die Unterstützung von Konfliktparteien, oder sich aus der Ferne an dessen Beilegung zu beteiligen. In der Forschung wurden Diasporas daher häufig entweder als „Friedensstiftende" oder als „Friedensstörende" in internationalen Konflikten beschrieben (Collier & Hoeffler 2004; Østergaard-Nielsen 2006; Smith & Stares 2007).

Neuere Forschungsarbeiten gehen dagegen davon aus, dass Diasporas Konflikte nicht einfach aus ihrem ursprünglichen Kontext in ein neues Umfeld verlagern oder dort reproduzieren (Féron & Baser 2023; Voytiv 2020; Svop Jensen 2023). Vielmehr verändern Migrant:innen aus konfliktgeprägten Ländern oder Regionen den Ursprungskonflikt, seine Narrative und Dynamiken in neuen geografischen und sozialen Kontexten. Sie interpretieren und inszenieren den ursprünglichen Konflikt auf diese Weise neu (Féron & Baser 2023: 377). Die Forschung spricht von „Konflikt-De- und Reterritorialisierung" (Voytiv 2020), von „Konflikttransportation" (Féron & Baser 2023) oder auch von „Konfliktautonomisierung" (Svop Jensen 2023), um diese Transformation und den daraus entstehenden Unterschied zum Ursprungskonflikt deutlich zu machen.

Eine wesentliche Erweiterung dieses Forschungsansatzes betrifft das Konzept „Diaspora" selbst, das traditionell als eine ethnisch oder entlang anderer Identitätsmarker definierte, weitgehend homogene Gruppe politisch engagierter Migrant:innen verstanden wird. Neuere Forschungsarbeiten zeigen allerdings, dass „the reproduction of antagonistic relationships between diasporic populations is

not as straightforward as usually anticipated in the literature" (Lefort 2023: 437). Unterschiedliche räumliche und zeitliche Kontexte von Migration verändern die Identitäten und Orientierungen der Gruppenmitglieder, ihren persönlichen Bezug zum Herkunftsland und damit auch Art und Intensität ihrer Betroffenheit (Féron & Baser 2023; Voytiv 2021; Orjuela 2023). Diese Unterschiede können ihrerseits Konflikte innerhalb von Diasporagruppen hervorrufen (Svop Jensen 2023). Diasporagemeinschaften, deren Mitglieder äußerlich gemeinsame ethnische, religiöse oder kulturelle Merkmale aufweisen, können daher aufgrund unterschiedlicher Migrationsbiografien und Erfahrungen eine erhebliche innere Heterogenität aufweisen.

Eine weitere Erweiterung betrifft die Frage, wo und wie Mobilisierung unter dem Eindruck transportierter Konflikte stattfindet. Die Forschung zur Konflikttransportation betrachtet die herkömmliche Unterscheidung zwischen „politischen" und „unpolitischen" Diasporas als irreführend. Mobilisierung bedeutet in diesem Verständnis weder ausschließlich noch vorrangig politische Mobilisierung. Sie findet vielmehr häufig im vorpolitischen Raum statt und kann aus persönlichen Erfahrungen und alltäglichen Begegnungen hervorgehen (Lefort 2023; Quattrone 2023; Féron 2021). So können Konfliktnarrative und konfliktbezogene Identitätsfragen in das Privatleben von Menschen eindringen, die zuvor weder politisch aktiv noch politisiert waren. Neue öffentliche Diskurse über den Ursprungskonflikt oder politische Entwicklungen im Aufenthaltsland können ebenso mobilisierend wirken wie veränderte soziale Kontexte, etwa wenn Angehörige im Herkunftsland verfeindeter Gruppen am selben Ort aufeinandertreffen (Féron & Baser 2023: 376). Migrant:innen werden mit nationalistischen Narrativen (Voytiv 2021; Böcü & Baher 2022), kollektiven Traumata (Orjuela 2023) oder sozioökonomisch motivierten Vorwürfen konfrontiert (Svop Jensen 2023). Die Grenzen zwischen Politischem und Privatem verschwimmen und erzeugen im Alltag einen zunehmenden Druck, sich zu positionieren.

2.2 BEWÄLTIGUNG TRANSPORTIERTER KONFLIKTE IM ALLTAG

Wenn Mobilisierung in heterogenen Diasporakontexten vielfach jenseits des politischen Raums stattfindet und Ausdruck individueller Konfliktbewältigung ist, gilt es, den Blick stärker auf den vorpolitischen Raum zu richten und danach zu fragen, wie Migrant:innen mit Konflikten im Herkunftsland in ihrem Alltag umgehen. Wie verändert ein solcher Konflikt das eigene Zugehörigkeitsgefühl und die alltäglichen Praktiken friedlichen Zusammenlebens? Welche Strategien der Sinngebung entwickeln sie und wie versuchen sie, Konflikte zu bewältigen?

Bislang liegen nur wenige empirische Erkenntnisse darüber vor, wie solche Strategien und Praktiken der Konfliktbewältigung und -navigation aussehen, wie sie funktionieren und welche Wirkungen sie entfalten – ob sie beispielsweise neue Spaltungen hervorrufen oder dazu beitragen, Konflikte einzudämmen oder zu begrenzen (Svop Jensen & Féron 2021). Unsere Forschung knüpft daher auch an Arbeiten zu lokalen und alltäglichen Praktiken des Friedens – *everyday peace* – an (Mac Ginty 2014; 2021; Firchow 2018; Ware & Ware 2022). Mac Ginty (2021: 2) versteht darunter die Fähigkeit "of so-called ordinary people to disrupt violent conflict and forge pro-social relationships in conflict-affected societies". *Everyday peace* umfasst die "small acts of peace [...] that have the capacity to disrupt conflict and possibly grow into something more substantial." (Mac Ginty 2021: 2). Solche alltäglichen Friedenspraktiken können dazu beitragen, Konfliktnarrative einzudämmen oder Konfliktdynamiken zu unterbrechen (Mac Ginty & Firchow 2016; Mac Ginty 2021; Vaughan-Williams & Stevens 2015).

Das Konzept des Alltagsfriedens ist von der Soziologie und Ethnografie sowie der Hinwendung zum „Lokalen" in der Friedensforschung geprägt (Macek 2009; Richmond 2018; Millar 2021: 56). Es unterscheidet sich in zweierlei Hinsicht von herkömmlichen Friedenskonzepten: Erstens wird Frieden nicht als abstrakter Zustand verstanden, sondern als konkrete, in sozialen Wissensbeständen verankerte Vorstellung vom „guten Leben", die in unterschiedlichen sozialen Praktiken Gestalt annimmt (Souillac & Fry 2016; Hunt 2017; Sponsel 2014). Zweitens bezeichnet *everyday peace* einen Prozess, der aus der Gesellschaft heraus entsteht (Firchow 2018) und lokal verankert ist (Mac Ginty 2014; Mac Ginty & Firchow 2016). Das „Lokale" sollte dabei jedoch nicht auf geografische Orte reduziert werden. Es umfasst auch soziale Positionierungen und menschliche Geografien, die etwa durch Geschlecht, Alter oder andere Identitätsmerkmale

geprägt sind (Everts, Lahr-Kurten & Watson 2011). Eine solche entterritorialisierte Interpretation des Lokalen ist für transnationale Diasporakontexte besonders relevant (Richmond 2019; Millar 2021; Jarstad, Söderström & Åkebo 2024). Sie richtet die analytische Aufmerksamkeit auf konkrete Lebenswelten und Alltagserfahrungen und damit auf das Wissen, das Menschen im Umgang mit transportierten Konflikten entwickeln (Pickering 2007; Firchow 2018).

Vor diesem Hintergrund führt unsere Forschung zwei bislang nur selten systematisch miteinander verbundene Forschungsstränge zusammen: die Forschung zur Konflikttransportation und die Forschung zum lokalen Alltagsfrieden. Die Perspektive wird damit erstens über öffentlich sichtbare Mobilisierung und organisiertes Diaspora-Engagement hinaus auf jene vorpolitischen und alltäglichen Räume erweitert, in denen transportierte Konflikte wirksam werden können. Ukrainische und russisch(sprachig)e Diasporagruppen werden dabei nicht als homogene Repräsentanten gegnerischer Konfliktparteien verstanden, sondern als intern vielfältige soziale Zusammenhänge, deren Mitglieder aufgrund unterschiedlicher Biografien, Zugehörigkeiten und Betroffenheiten eigene Umgangsweisen mit dem Krieg entwickeln. Zweitens richtet sich die Aufmerksamkeit nicht allein auf die Entstehung und Verschärfung von Konflikten, sondern ebenso auf die Frage, welche alltäglichen Praktiken dazu beitragen können, Konflikte zu begrenzen, Beziehungen aufrechtzuerhalten und friedliches Zusammenleben unter konflikthaften Bedingungen zu ermöglichen.

Die Perspektive des *everyday peace* lenkt damit zugleich den Blick auf eine Form von Wissen, die in der Forschung leicht übersehen wird. Menschen, die in ihrem Alltag mit den Folgen eines Konflikts umgehen, verfügen über erfahrungsbasiertes Wissen darüber, wie dieser Konflikt in konkreten sozialen Beziehungen wirksam wird, welche Spannungen er hervorruft und welche Praktiken dazu beitragen können, diese zu bewältigen oder zu begrenzen. Dieses Wissen ist „lokalisiert“ nicht allein im geografischen Sinne. Es ist in spezifischen biografischen Erfahrungen, sozialen Beziehungen und gesellschaftlichen Kontexten verankert und damit perspektivisch und situiert. Es umfasst Deutungen von Konflikt und Frieden ebenso wie praktische, zum Teil implizite Formen des Umgangs mit konflikthaften Situationen (Berents 2015; Mac Ginty 2021; Edler, Krause & Segadlo 2025).

Für die Untersuchung von Konflikttransportation ist ein solcher Wissensbegriff besonders relevant. Wenn Konflikte in neuen sozialen Kontexten nicht lediglich

reproduziert, sondern neu interpretiert und verändert werden, stellt sich auch die Frage, wie diese Transformation konkret erfahren, gedeutet und im Alltag bearbeitet wird. Ukrainische und russisch(sprachig)e Migrant:innen sind aus dieser Perspektive nicht nur Betroffene oder potenzielle Träger:innen eines transportierten Konflikts, sondern auch Träger:innen von Erfahrungswissen über dessen alltägliche Wirkungen. Ihre Perspektiven können Aufschluss darüber geben, wie sich Konfliktttransportation in konkreten Lebenszusammenhängen vollzieht und unter welchen Bedingungen Menschen mit den Folgen umgehen.

Lokalisiertes Wissen bezeichnet in unserer Forschung somit ein biografisch und sozial situiertes Erfahrungs- und Praxiswissen über die alltägliche Wirksamkeit und Bearbeitung eines transnationalisierten Konflikts. Es erhebt keinen Anspruch auf Repräsentativität für eine bestimmte Gruppe, sondern gewinnt seine analytische Bedeutung gerade aus der konkreten Positioniertheit derjenigen, die dieses Wissen hervorbringen.

3 Methode: Alltagsfrieden partizipativ und ko-kreativ erforschen

Wie aber können wir erfassen, wie ukrainische und russisch(sprachig)e Migrant:innen Konflikte und Frieden im Alltag erfahren, deuten und gestalten? Wie erhalten wir Zugang zu ihren gelebten Realitäten und ihrem Erfahrungswissen über friedliches Zusammenleben und Konfliktbewältigung? Unser Forschungsprojekt verfolgt hierfür einen partizipativen, beziehungsorientierten und ko-kreativen Ansatz.

Partizipativ zu forschen bedeutet, soziale Realitäten gemeinsam mit Menschen zu untersuchen, die in ihnen leben, und sie idealerweise zum Wohle der betroffenen mitzugestalten (Fam et al. 2020). Forschende und Akteur:innen aus den zu untersuchenden Lebenswelten wirken dabei gemeinsam an der Entwicklung von Forschungsfragen und -zugängen sowie an der Erarbeitung neuer Wissensbestände mit (Bergold & Thomas 2012; Niewöhner 2015). Beziehungsorientiertes Forschen geht davon aus, dass Wissen in sozialen Forschungsbeziehungen entsteht, die reflektiert werden müssen. Vertrauensvolle Beziehungen zu den beteiligten Menschen sind wichtig (Firchow & Gellman 2021; Koggel, Harbin & Llewellyn 2022; Fujii 2017) wie auch eine Haltung, die die Beteiligten nicht lediglich als Forschungsobjekte, sondern als gleichberechtigte Partner:innen anerkennt (Lewin 1946; Julian, Bliesemann de Guevara & Redhead 2019; Bergold & Thomas 2012; Newig et al. 2019; Pauls 2023; Unger 2014). Auf diese Weise sollen Forschungsergebnisse eng an die Lebensrealitäten und an den Wissensbestände der Beteiligten rückgebunden bleiben (Choi 2021: 60, Björkdahl & Selimovic 2021: 41). Ko-kreativ forschen bedeutet, dass das empirische Material gemeinsam ausgewählt, angeordnet, interpretiert und in neue Ausdrucksformen überführt wird (Davids, van Houte & Alpes 2025; Andrä 2022; Cohen 2011).

Gerade für die Erforschung von Frieden und Konflikt bietet ein solcher Ansatz besondere Potenziale. Frieden lässt sich nicht allein als abstrakter Zustand erfassen, sondern wird in sozialen Beziehungen und alltäglichen Praktiken hergestellt und ausgehandelt. Die Nähe zu den betroffenen Gemeinschaften und die Einbeziehung ihres Erfahrungswissens können daher zu einem besseren Verständnis der Bedingungen friedlichen Zusammenlebens beitragen (Benner

et al. 2025: 11–12). Zugleich sind partizipative Forschungsprozesse nicht frei von Machtasymmetrien. Wer am Forschungsprozess beteiligt wird, welche Möglichkeiten der Mitgestaltung bestehen und welche Perspektiven in die Wissensproduktion einfließen, hängt auch von den jeweiligen Forschungsbeziehungen und Zugängen zum Feld ab (Bergold & Thomas 2012; Benner et al. 2025: 10, 14). Partizipative Forschung erfordert daher eine kontinuierliche Reflexion über Machtverhältnisse, Ein- und Ausschlüsse sowie die unterschiedlichen Positionierungen der Beteiligten. Für unsere Forschung bedeutete dies insbesondere, unterschiedliche sprachliche und biografische Positionierungen zu berücksichtigen und zu reflektieren, welche Perspektiven durch unsere Zugänge zu den ukrainischen und russisch(sprachig)en Diasporagemeinschaften einbezogen werden konnten – und welche nicht.

Zur Umsetzung dieses Ansatzes haben wir im Forschungsprozess verschiedene aufeinander aufbauende soziale Mikroräume geschaffen: Situationen, in denen die Beteiligten sowohl mit uns als Forschenden als auch untereinander über den Krieg gegen die Ukraine und dessen Folgen für ihr Leben in der Diaspora in Deutschland reflektieren konnten. Erfahrungen und Umgangsweisen wurden so artikulierbar und als Alltagspraxis sichtbar und erfahrbar. Auf diese Weise verbanden wir ein klassisches Methodendesign der empirischen Sozialforschung – leitfadengestützte Einzelinterviews – mit ko-kreativen Elementen der Entwicklung des Forschungsdesigns, der Datenanalyse und -interpretation sowie der Vermittlung der Forschungsergebnisse (Davids, van Houte & Alpes 2025). Diese Elemente wurden gemeinsam mit den Forschungspartner:innen aus den unterschiedlichen Communities entwickelt und in unterschiedlichen Phasen des Forschungsprozesses umgesetzt.

3.1 DER INDIVIDUELLE RAUM: NARRATION UND SELBSTREFLEXION IN LEITFADENGESTÜTZTEN EINZELINTERVIEWS

In 54 leitfadengestützten Einzelinterviews mit narrativen Elementen baten wir Gesprächspartner:innen aus den jeweiligen Communities, über ihr migrantisches Leben in Deutschland, die Folgen des Kriegs gegen die Ukraine für das Zusammenleben innerhalb und zwischen den Gruppen sowie ihre persönliche

Vorstellung von Frieden und friedlichem Zusammenleben zu berichten. Die Interviews wurden zwischen Januar und August 2025 mit Gesprächspartner:innen aus der postsowjetischen Diaspora in Deutschland geführt, insbesondere mit Personen, die in der Ukraine oder in Russland geboren wurden oder die aus diesen Ländern stammen, sowie mit Personen, deren Muttersprache Ukrainisch oder Russisch ist. Alle Interviewpartner:innen leben in Deutschland und sind entweder vor oder nach dem 24. Februar 2022 eingewandert. Ziel der Interviews war es, Selbsteinschätzungen zu Identität und Zugehörigkeit, zur persönlichen Betroffenheit durch den Krieg und zu dessen Auswirkungen auf Beziehungen innerhalb und zwischen den Gruppen zu erfassen. Ein besonderes Augenmerk lag dabei auf individuellen Strategien zur Bewältigung dieser Auswirkungen im Alltag sowie auf den persönlichen Vorstellungen von Frieden.

Die Interviewpartner:innen wurden über formelle zivilgesellschaftliche Organisationen oder informelle Gruppierungen in den drei Metropolregionen Berlin, Hamburg und Stuttgart rekrutiert. Die Auswahl der Regionen ermöglichte es, unterschiedliche urbane Kontexte mit einer jeweils hohen interethnischen Vielfalt in die Untersuchung einzubeziehen. Bei der Auswahl der Gruppen und Organisationen wurde darauf geachtet, dass sie in ihren Namen, Bezeichnungen oder Beschreibungen einen Bezug zur Ukraine, zu Russland, zur ukrainischen oder russischen Kultur oder zur jeweiligen Sprache aufweisen. Trotz der begrenzten geografischen Reichweite unserer Forschung war es unser Ziel, möglichst unterschiedliche identitätsstiftende Bezüge zum Herkunftsland zu erfassen, darunter Kultur und Tradition, Religion und Sprache.

Die Kontaktaufnahme mit den Interviewpartner:innen sowie die Entwicklung, Durchführung und Auswertung der Interviews wurde von Forschungspartner:innen aus den jeweiligen Diasporagemeinschaften partizipativ begleitet und mitgestaltet. In einem Konsultationsprozess mit einer aus Vertretern verschiedener Gemeinschaften bestehenden Fokusgruppe wurde ein zunächst deduktiv entwickelter Interviewleitfaden hinsichtlich der Alltagsrelevanz der Fragen, ihrer Verständlichkeit für die Interviewten sowie mögliche emotionale und psychische Belastungen diskutiert. Die Forschungspartner:innen nahmen damit unmittelbar Einfluss auf das Forschungsdesign und die Gestaltung der Interviews. Einige von ihnen wirkten darüber hinaus als Community-Forschende aktiv an der weiteren Datenerhebung mit. Einige führten selbst Interviews durch oder übernahmen Dolmetsch- und Übersetzungsaufgaben.

Die partizipative Ausrichtung unserer Forschung bedeutet allerdings nicht, dass alle Perspektiven innerhalb der heterogenen Diasporagemeinschaften gleichermaßen in den Forschungsprozess einbezogen werden konnten. Unsere Forschungspartner:innen waren überwiegend in zivilgesellschaftlichen Organisationen oder informellen Initiativen aktiv oder über entsprechende Netzwerke erreichbar. Insbesondere Personen, die den russischen Angriffskrieg offen unterstützen oder sich mit der Politik der russischen Regierung identifizieren, konnten wir kaum erreichen. Diese Selektivität begrenzt nicht nur die Zusammensetzung unseres Samples, sondern auch die Perspektiven, die in die partizipative Gestaltung des Forschungsprozesses einfließen konnten. Sie macht damit eine grundsätzliche Herausforderung partizipativer Forschung sichtbar: Auch partizipative Forschungsprozesse sind durch unterschiedliche Zugänge, Beteiligungsmöglichkeiten sowie Ein- und Ausschlüsse geprägt.

Die Interviews umfassten vier Themencluster: den individuellen Migrationshintergrund und die Bedeutung des Diasporakontexts in Deutschland; die Qualität alltäglicher Beziehungen innerhalb der wahrgenommenen „eigenen“ sowie zur wahrgenommenen „anderen“ Gruppe seit Beginn der russischen Vollinvasion;



Abb. 1: Interviewsetting im IFSH. Gespräche konnten nach Wunsch auch an anderen Orten geführt werden. © IFSH

persönliche Vorstellungen von Frieden und friedlichem Zusammenleben; sowie individuelle Strategien der Bewältigung konfliktreicher Begegnungen im Diasporakontext.

Jedes Interview dauerte etwa 90 Minuten. Die Befragten konnten wählen, ob sie das Gespräch auf Ukrainisch, Russisch, Deutsch oder Englisch führen wollten. Für Interviews auf Ukrainisch stand eine ukrainischstämmige Community-Forscherin als Dolmetscherin zur Verfügung; Interviews in den übrigen Sprachen konnten von Mitgliedern des Forschungsteams selbst geführt werden. Die freie Sprachwahl war dabei ein wichtiger Bestandteil des Forschungsdesigns. Einige Befragte entschieden sich bewusst für ein Interview auf Deutsch, auch wenn ihre Deutschkenntnisse aufgrund ihrer erst kurzen Aufenthaltsdauer in Deutschland noch begrenzt waren. Die Wahl der Interviewsprache war damit nicht allein eine Frage sprachlicher Verständigung, sondern konnte auch Ausdruck der eigenen Positionierung und Zugehörigkeit seitens der Befragten sein.

Die Interviews wurden unter Wahrung der Vertraulichkeit und garantierter Anonymität sowie mit Zustimmung der Befragten zur Veröffentlichung von Auszügen zu Forschungszwecken durchgeführt. Alle Interviews wurden transkribiert und anonymisiert und anschließend mithilfe der Software MaxQDA kodiert.

3.2 DER KOLLEKTIVE RAUM: ERFAHRUNGEN GEMEINSAM DEUTEN UND ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN ENTWICKELN

In den Einzelinterviews standen Narration und individuelle Selbstreflexion im Mittelpunkt: Die Befragten erzählten von ihren Erfahrungen und reflektierten deren Bedeutung für ihr eigenes Leben. Ein Zukunftslabor erweiterte diesen individuellen Zugang um einen kollektiven, ko-kreativen Forschungsprozess. Es bot einen Raum, in dem unterschiedliche Erfahrungen und Sichtweisen miteinander in Beziehung gesetzt, gemeinsam gedeutet und im Dialog verhandelt werden konnten. Ausgangspunkt bildete ausgewähltes empirisches Material aus den Einzelinterviews. Ziel war es, über die individuelle Reflexion hinaus unterschiedliche Perspektiven auf Konflikt und friedliches Zusammenleben sichtbar zu machen und gemeinsam mögliche Vorstellungen einer friedlichen Zukunft zu entwickeln.

Zukunftslabore sind partizipative und zukunftsorientierte Formate, in denen Teilnehmende gemeinsam bestehende Erfahrungen und Problemlagen reflektieren und mögliche Zukunftsszenarien entwickeln. Zukunftslabore stehen in der Tradition partizipativer Verfahren der Zukunftsgestaltung, wie sie insbesondere mit der von Robert Jungk und Norbert R. Müllert entwickelten Zukunftswerkstatt verbunden sind (Jungk & Müllert 1981). Zukunftswerkstätten schaffen einen Raum, in dem Teilnehmende bestehende Problemlagen reflektieren, alternative Zukunftsvorstellungen entwickeln und Möglichkeiten ihrer Umsetzung diskutieren. Kennzeichnend ist dabei die aktive Beteiligung der Betroffenen an der Entwicklung wünschenswerter Zukunftsentwürfe. Dialog und Austausch mit anderen Menschen, die von derselben Situation betroffen sind, kann dabei hilfreich sein, Vertrauen aufzubauen und über die Gegenwart hinaus positive Szenarien zu entwickeln (Tajfel & Turner 1979).

Unser Zukunftslabor griff diesen partizipativen und zukunftsorientierten Grundgedanken auf, verband ihn jedoch mit Verfahren der ko-kreativen Interpretation von Interviewmaterial und des dokumentarischen Theaters. Ziel war es, individuelle Erfahrungen aus den Interviews in einen kollektiven Reflexionsprozess zu überführen und auf dieser Grundlage unterschiedliche Vorstellungen friedlichen Zusammenlebens und möglicher friedlicher Zukünfte gemeinsam zu erkunden. Für unsere Forschung bot dieses Format die Möglichkeit, das in den Einzelinterviews gewonnene Material in einen kollektiven Reflexions- und Deutungsprozess zu überführen. Dabei ging es nicht darum, individuelle Sichtweisen zu einer einheitlichen Zukunftsvorstellung zusammenzuführen. Vielmehr sollte das Labor sichtbar machen, wo unterschiedliche Erfahrungen anschlussfähig sind, wo Widersprüche bestehen, und welche Vorstellungen von friedlichem Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlichen biografischen und sozialen Positionierungen geteilt werden können. Dialog und Austausch sollten dabei neue Perspektiven eröffnen und die Entwicklung positiver Zukunftsvorstellungen ermöglichen.

Das Zukunftslabor bestand aus einem zweitägigen Workshop mit 20 Teilnehmer:innen mit ukrainischem oder russisch(sprachig)em Hintergrund. Die Teilnehmenden wurden, wie auch unsere Interviewpartner:innen zuvor, entweder in der Ukraine oder in Russland geboren oder sind dort aufgewachsen, oder sie haben familiäre oder soziale Bindungen zu einem oder beiden Ländern. Da die Interviews gezeigt hatten, dass Konflikte im deutschen Kontext auch im Verhältnis zur deutschen Mehrheitsgesellschaft entstehen, nahmen zudem einige Per-

sonen ohne ukrainischen oder russischen Hintergrund, aber mit persönlichem Bezug zum Thema teil. Die Teilnehmenden arbeiteten in drei Sprachgruppen und konnten ihre Arbeitssprache – Ukrainisch, Russisch oder Deutsch – selbst wählen. Sämtliche Materialien lagen in allen drei Sprachen vor. Geleitet wurde das Labor gemeinsam von einer ukrainischen und einer russischen Forschungspartnerin.

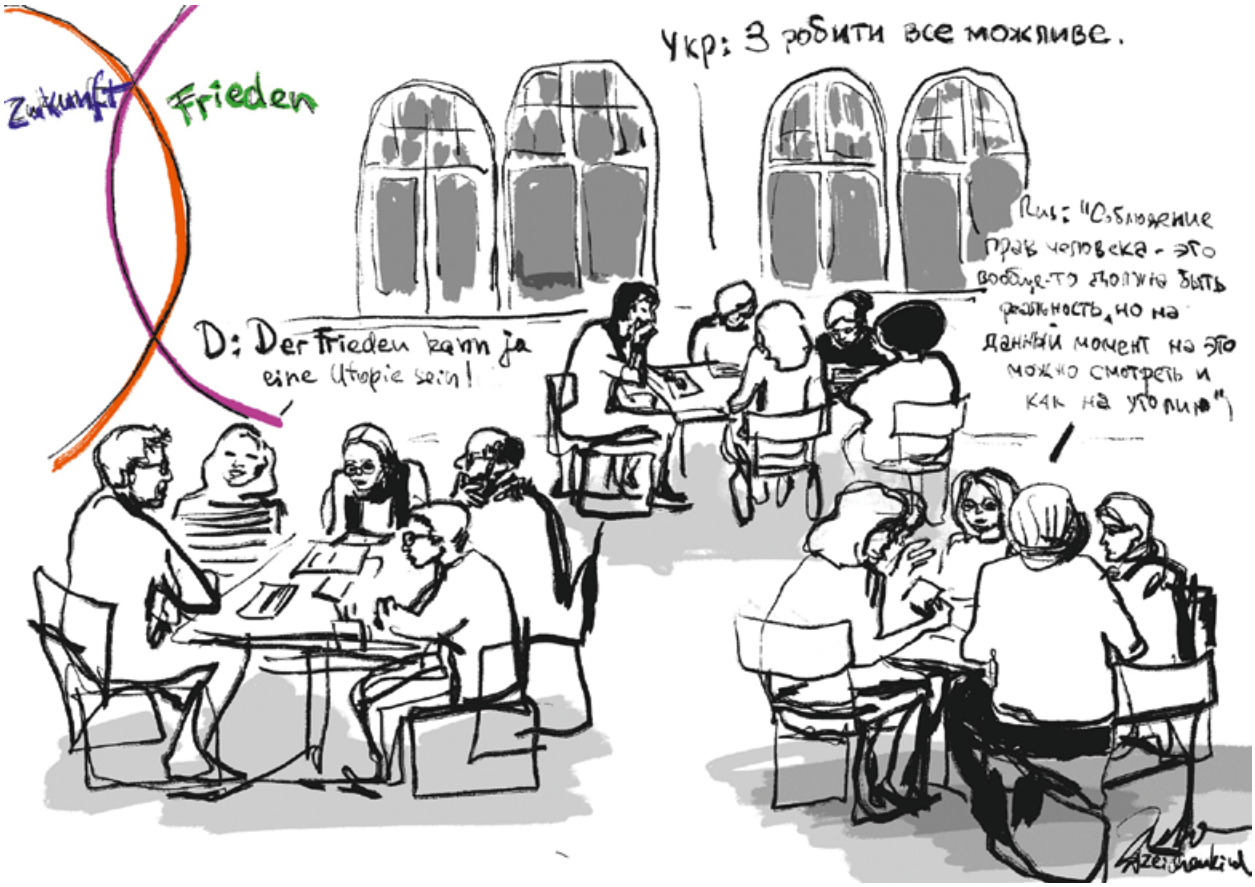


Abb. 2: Im Zukunftslabor diskutierten die Teilnehmenden in drei Sprachgruppen: Ukrainisch, Russisch und Deutsch.

Methodisch griff das Labor auf künstlerisch-kreativen Verfahren des dokumentarischen Theaters zurück. Dokumentarisches Theater arbeitet mit nicht-fiktionalem Material wie Dokumenten, persönlichen Zeugnissen, Gerichtsprotokollen, Medienberichten oder Interviews und entwickelt daraus durch Auswahl, Anordnung und Montage neue dramaturgische Zusammenhänge (Paget 2014; Young

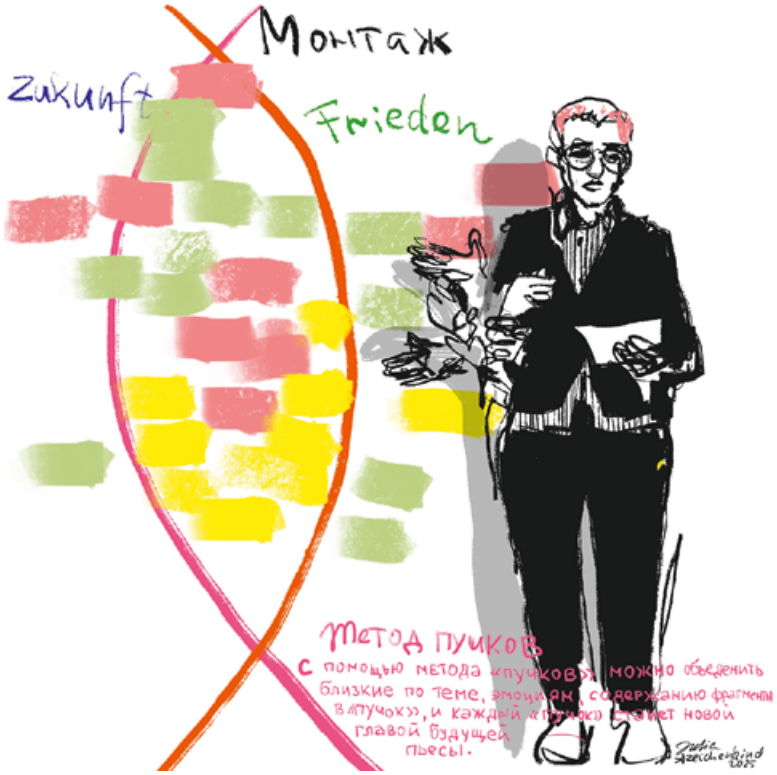


Abb. 3: Eine der beiden Leiter:innen des Zukunftslabors erklärt die Verbatim-Methode und ihre Techniken im dokumentarischenTheater.

2026). Eine verbreitete Form des dokumentarischen Theaters ist die Verbatim-Methode. Sie basiert auf aufgezeichneten und transkribierten Äußerungen realer Personen, insbesondere aus Interviews, die als Zeugnisse gelebter Erfahrungen, Wahrnehmungen und Emotionen in einen neuen Erzählzusammenhang überführt werden (Paget 1987; Young 2026).

Für unser Zukunftslabor nutzten wir dieses Verfahren, allerdings nicht mit dem primären Ziel, ein dokumentarisches Theaterstück zu produzieren, sondern als Methode der ko-kreativen Auseinandersetzung mit dem Interviewmaterial. Indem die Teilnehmenden Interviewfragmente auswählten, deuteten, mit Schlagworten versahen und neu anordneten, wurden sie selbst an der Interpretation des empirischen Materials beteiligt. Der kreative Prozess eröffnete damit eine zusätzliche Ebene der Analyse: Die Interviewaussagen wurden nicht allein durch das Forschungsteam ausgewertet, sondern auch von Menschen mit unterschiedlichen Bezügen zu den untersuchten Diasporagemeinschaften gelesen, gewichtet und zueinander in Beziehung gesetzt.

Konkret diskutierten die Teilnehmenden eine Auswahl von Fragmenten aus den zuvor geführten Interviews und bewerteten deren Bedeutung für friedliches Zusammenleben vor dem Hintergrund des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine. Informationen über die jeweiligen Interviewten – etwa Herkunft, Alter, Geschlecht, Länge des Aufenthalts in Deutschland – wurden bewusst nicht offengelegt, um eine vorschnelle Zuordnung der Aussagen zu bestimmten sozialen oder nationalen Gruppen zu vermeiden. Die Arbeitsgruppen konnten jedem Fragment ein Schlagwort oder Motto zuweisen, das aus ihrer Sicht dessen Kernaussage erfasste. Anschließend ordneten sie die ausgewählten Fragmente in einen für sie sinnvollen Zusammenhang.



Abb. 4: Tag 1 des Zukunftslabors – Teilnehmende arbeiten an der „Friedenskarte“.

Am ersten Tag stand die Wahrnehmung der Gegenwart im Mittelpunkt. Mithilfe einer „Friedenskarte“ ordneten die Teilnehmende ihre Reaktionen auf die Textfragmente: Inwiefern spiegeln die Aussagen eine friedliche oder eine unfriedliche Lebenswirklichkeit wider, und worin zeigt sich dies?

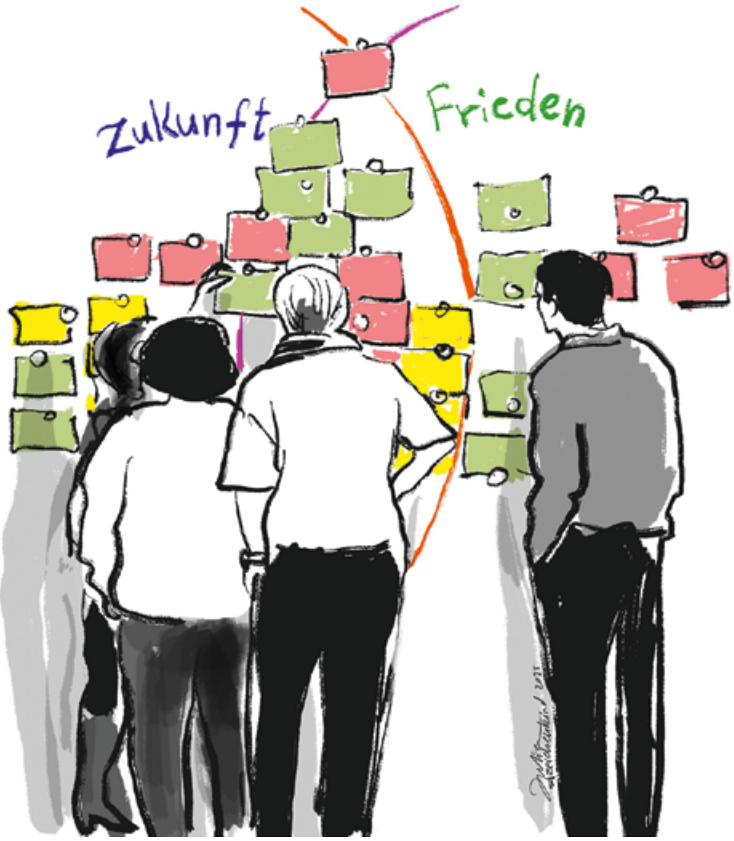


Abb. 5: Tag 2 – Worin besteht eine realistische friedliche Zukunft?

Am zweiten Tag richtete sich der Blick auf mögliche Zukünfte. Die Teilnehmenden bearbeiteten weitere Textfragmente und identifizierten darin Möglichkeiten und Wege zu einer friedlichen Zukunft. Dabei unterschieden sie danach, ob ihnen die jeweiligen Vorstellungen erreichbar oder nicht erreichbar, also realistisch oder unrealistisch, erschienen.

Die Ergebnisse beider Tage wurden in einer gemeinsamen Lesung im Plenum zusammengeführt und diskutiert. Auf diese Weise entstanden aus den ursprünglich individuellen Interviewaussagen neue, kollektiv ausgehandelte Deutungszusammenhänge.

In weiteren, zeitlich nachgelagerten Sitzungen wählten Teilnehmende des Zukunftslabors schließlich jene Textfragmente aus, die sie für besonders relevant hielten, und bündelten sie in sieben Themenfeldern: Sicherheit, Identität, Toleranz, Vergangenheit, Solidarität, Zukunft und Frieden. Danach wurden aus



Abb. 6: Lesung im Plenum – eine neue kollektive Erzählung entsteht. 125: „Essen und Kultur sind Brücken zum Frieden“, 130: „Frieden beginnt mit mir.“ „Nein, ich will durch Tränen lachen …“ – Ein Teilnehmer liest aus dem Gedicht „Contra spem spero“ (Gegen alle Hoffnung hoffe ich) der ukrainischen Dichterin Lesja Ukrainka, dessen Zeilen Teil der kollektiven Erzählung wurden.

diesen sieben Themenfelder gemeinsam von Wissenschaftler:innen und Forschungspartner:innen in einem ko-kreativen Prozess diejenigen Interviewfragmente ausgewählt, die sich als besonders aussagekräftig bezüglich unserer Forschungsfrage erwiesen. Zudem wurden diese Fragmente für eine digitale Ausstellung, die der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird, aufbereitet. Kapitel 4 stellt diese Ergebnisse im Einzelnen dar.

Darüber hinaus wurde der Wunsch deutlich, auch jenseits von Zukunftslabor und digitaler Ausstellung weiter an den verhandelten Themen zu arbeiten und dabei die Methode des dokumentarischen Theaters weiterzuentwickeln. Hieraus entstand die Idee, die gemeinsam entwickelten Themen in einem dokumentarischen Theaterstück weiterzubearbeiten und mittels künstlerischer Ausdrucksformen in die öffentliche Debatte zu bringen.

3.3 FORSCHUNGSETHISCHE HERAUSFORDERUNGEN

Die besondere ethische Herausforderung unserer Forschung bestand darin, dass wir mit Menschen arbeiteten, die teilweise von Krieg, Flucht, Verlust und politischer Repression unmittelbar betroffen waren. Dies erforderte besondere Vorkehrungen hinsichtlich ihrer Beteiligung und ihres Schutzes (von Köppen, Schmidt & Tiefenthaler 2020). Unser Projekt sollte einen geschützten Raum für Reflexion sowie Begegnung innerhalb und zwischen ukrainischen und russisch(sprachig)en Diasporagruppen in Deutschland bieten. Zugleich bargen sowohl die Forschungsfrage als auch die behandelten Themen das potenzielle Risiko, Unsicherheiten zu verstärken oder belastende und traumatische Erfahrungen zu reaktivieren (Collogan et al. 2004). Dies galt für Forschungspartner:innen mit ukrainischem ebenso wie mit russischem Hintergrund. Unter ihnen waren Menschen, die erst kurze Zeit zuvor ihr Herkunftsland verlassen hatten, ihr Zuhause oder Angehörige verloren hatten oder weiterhin enge persönliche Verbindungen in das Kriegsgebiet unterhielten.

Um alle am Projekt beteiligten Forschenden – akademische wie nicht-akademische – für diese Risiken zu sensibilisieren, initiierten wir frühzeitig einen Beratungs- und Coachingprozess mit Psycholog:innen, Psychotherapeut:innen und erfahrenen Soziolog:innen. Ziel war es, Interviews und Begegnungen so zu gestalten, dass das Risiko von (Re-)Traumatisierungen minimiert und bestehende Konflikte durch unsere Forschungsintervention nicht verschärft wurden. Alle Interviewer:innen erhielten eine Schulung zur traumasensiblen Interviewführung. In der Interviewphase selbst zogen wir persönliche Gespräche Online-Interviews vor, sofern die Gesprächspartner:innen nicht ausdrücklich ein anderes Format wünschten.

Für Forschungspartner:innen aus Russland bestand darüber hinaus das Risiko, aufgrund ihrer Beteiligung am Projekt in den Fokus russischer Behörden zu geraten und repressiven Maßnahmen ausgesetzt zu werden. In Russland kann jede öffentliche Kritik am Krieg gegen die Ukraine strafrechtlich verfolgt werden (Human Rights Watch 2022). Repressionen gegen Kriegsgegner:innen beschränken sich zudem nicht auf das russische Staatsgebiet. Auch Teile der russischen Zivilgesellschaft im Ausland sind von transnationaler Repression bedroht. Im Ausland lebende Personen müssen damit rechnen, dass in Russland verbliebene Angehörige aufgrund ihrer Äußerungen oder Aktivitäten unter

Druck geraten (vgl. ZOiS 2024: 12). Auch die Einstufung verschiedener in Deutschland ansässiger Organisationen, darunter die Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde (DGO), der zentrale Verband der Osteuropaforscher:innen in Deutschland, sowie weitere Forschungseinrichtungen in Deutschland, als „unerwünscht“ oder „extremistisch“ durch russische Behörden erhöht diese Risiken.

Zum Schutz unserer Forschungspartner:innen und der am Projekt beteiligten Forschenden legten wir daher hohe Standards an Vertraulichkeit und Datenschutz an. Sämtliche Forschungsdaten wurden so anonymisiert, dass teilnehmende Personen nicht identifiziert werden können. Dies gilt auch für Fotografien und andere Dokumentationen der Projektaktivitäten. In der während des Zukunftslabors entstandenen Reportage-Illustration wurden die Teilnehmenden künstlerisch verfremdet dargestellt. Personenbezogene Daten werden nicht elektronisch archiviert. Wo Projektbeteiligte unmittelbar oder mittelbar von transnationaler Repression bedroht sind, ermöglichen wir zudem eine abgestimmte Arbeitsteilung oder eine zeitverzögerte Veröffentlichung von Forschungsergebnissen.

Auch der partizipative Forschungsansatz selbst wirft forschungsethische Fragen auf. Die enge Einbindung nichtwissenschaftlicher Forschungspartner:innen erfordert eine kontinuierliche Reflexion der unterschiedlichen Rollen, Erwartungen und Handlungsmöglichkeiten, sowie der Hierarchien, die trotz des Anspruchs einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit zwischen wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Beteiligten fortbestehen können. Dies betrifft insbesondere die Frage, wessen Wissen und Perspektiven im Forschungsprozess berücksichtigt werden, wer über Forschungsinhalte und -ergebnisse entscheidet und wie unterschiedliche Formen der Mitwirkung angemessen anerkannt werden.

Im Projekt wurde diesen Herausforderungen durch regelmäßige gemeinsame Reflexionsschleifen, die fortlaufende Anpassung des Forschungsprozesses an die Bedürfnisse der Beteiligten sowie durch verschiedene Möglichkeiten begegnet, Interessen, Bedenken und mögliche Konflikte einzubringen. Zugleich wurde versucht, bestehende Asymmetrien durch eine finanzielle Anerkennung aktiver Mitarbeit von Nicht-Wissenschaftler:innen sowie durch Bescheinigungen des Engagements zumindest teilweise auszugleichen. Vollständig aufheben lassen sich die strukturellen Unterschiede zwischen akademischen und nichtakademischen Forschungspartner:innen dadurch jedoch nicht. Partnerschaftlichkeit

verstehen wir daher weniger als einen einmal herzustellenden Zustand als vielmehr als einen Anspruch, der im Verlauf des Forschungsprozesses kontinuierlich reflektiert und praktisch eingelöst werden muss.

Der methodische Ertrag des partizipativen Vorgehens liegt damit nicht allein in der Beteiligung nicht-akademischer Forschungspartner:innen am Forschungsprozess. Einzelinterviews und Zukunftslabor eröffneten unterschiedliche Zugänge zu lokalisiertem Wissen: Während die Interviews individuelle Erfahrungen, Deutungen und Praktiken sichtbar machten, ermöglichte das Zukunftslabor, diese Erfahrungen aus unterschiedlichen Positionierungen heraus miteinander in Beziehung zu setzen, neu zu gewichten und gemeinsam zu interpretieren. Die daraus hervorgegangenen sieben Themenfelder sind deshalb weder ausschließlich das Ergebnis wissenschaftlicher Kategorienbildung noch als einheitliche Sicht der beteiligten Communities zu verstehen. Sie bilden vielmehr Verdichtungen eines mehrstufigen Interpretationsprozesses, in dem individuelles Erfahrungswissen und kollektive Reflexion zusammengeführt wurden. Auf dieser Grundlage werden im folgenden Kapitel die empirischen Ergebnisse dargestellt.

4 Räume des Friedens: Der Ukrainekrieg und seine Folgen für Frieden und friedliches Zusammenleben aus der Alltagsperspektive ukrainischer und russisch-(sprachig)er Migrant:innen in Deutschland

Wie in Kapitel 3 dargestellt, entstanden aus dem Zusammenspiel von Einzelinterviews und gemeinsamer Arbeit am Interviewmaterial sieben Themenfelder, die für die Forschungsfrage von besonderer Bedeutung waren: Sicherheit, Identität, Toleranz, Vergangenheit, Solidarität, Zukunft und Frieden. Sie strukturieren die folgende Darstellung der empirischen Analyse.

Anhand ausgewählter Interviewausschnitte zeigen wir, wie der russische Angriffskrieg in unterschiedliche Bereiche des Alltags ukrainischer und russisch-(sprachig)er Migrant:innen in Deutschland hineinwirkt, welche Konflikte und Deutungen damit verbunden sind, und wie die Betroffenen versuchen, mit diesen Konflikten umzugehen. Die Themenfelder sind dabei nicht als voneinander abgeschlossene Bereiche zu verstehen. Erfahrungen von Sicherheit, Zugehörigkeit, Erinnerung, Zukunft oder Solidarität greifen vielfach ineinander. Die Gliederung dient vielmehr dazu, unterschiedliche Dimensionen des lokalisierten Wissens über Konflikt und friedliches Zusammenleben analytisch sichtbar zu machen.

4.1 VERHEERUNG UND NEUANFANG: VERLUST VON SICHERHEIT UND DER PERSÖNLICHE UMGANG DAMIT IN DER DIASPORA

Der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine hat für ukrainische und russisch-(sprachig)e Migrant:innen in Deutschland sehr unterschiedliche, aber miteinander verbundene Erfahrungen von Sicherheitsverlust hervorgebracht. Sicherheit erscheint im Material nicht nur als Schutz vor unmittelbarer physischer Gewalt. Sie umfasst auch die Verlässlichkeit sozialer Beziehungen, die Stabilität biografischer Lebensentwürfe, moralische Orientierung, Zugehörigkeit und die Möglichkeit, den eigenen Alltag ohne permanente Rechtfertigung oder Bedrohungsgefühl zu gestalten. Darin zeigt sich, wie der Krieg in den deutschen Diasporakontext transportiert wird, denn er bleibt nicht auf militärische Gewalt im Herkunftsland beschränkt, sondern verändert Beziehungen, Selbstdeutungen und Alltagspraktiken.

Für ukrainische Geflüchtete steht zunächst der Verlust materieller und biografischer Sicherheit im Vordergrund. Zuhause, Arbeit, vertraute Orte, soziale Netzwerke und familiäre Nähe wurden durch Flucht und Vertreibung unterbrochen. Viele leben mit der Sorge um Angehörige, die in der Ukraine geblieben sind, nicht fliehen wollen oder nicht fliehen können. Für Menschen aus Russland oder aus russischsprachigen postsowjetischen Zusammenhängen geht es stärker um moralische Erschütterung, Scham, den Verlust politischer Rückkehrmöglichkeiten, den Bruch langjähriger Freundschaften und die Erfahrung, plötzlich über nationale Herkunft oder angenommene politische Loyalitäten adressiert zu werden. Gemeinsam ist diesen Erfahrungen, dass der Krieg Vertrautheiten zerstört, die zuvor selbstverständlich erschienen.

Dies zeigt sich besonders deutlich dort, wo vor dem Krieg russischsprachige oder postsowjetische Gemeinsamkeiten soziale Nähe ermöglichten. Inna, 59 Jahre alt, kam 1995 nach Deutschland und bewegte sich lange in russischsprachigen Freizeit- und Bekanntenkreisen, in denen Menschen aus unterschiedlichen Ländern der ehemaligen Sowjetunion zusammenkamen. Der Krieg veränderte diese sozialen Räume grundlegend. Was vorher kaum eine Rolle spielte – ob jemand aus Russland, der Ukraine oder einem anderen postsowjetischen Land kam –, wurde plötzlich politisch bedeutsam. Inna beschreibt, dass sie erst mit Kriegsbeginn bewusst wahrnahm, wie viele ihrer Freund:innen aus der Ukraine stammen. Zugleich wurde sichtbar, dass einzelne Bekannte den Krieg recht-

fertigten oder russische Propagandanarrative übernahmen. Für Inna wurde es „unerträglich“, mit Menschen zu kommunizieren, die den Angriff relativierten oder als gerechtfertigt darstellten. Diskussionen, so berichtet sie, habe sie zunächst noch versucht; später habe sie Kontakte abgebrochen – teils auch zu Menschen in der alten Heimat:

> „So habe ich viele Freunde in Russland verloren, mit denen ich seit 40 Jahren befreundet war. Ich hätte nicht gedacht, dass kluge Menschen so sehr auf Propaganda hereinfallen können. Das war nicht einfach für mich.“

In dieser Erzählung wird der Krieg als Bruchlinie innerhalb einer zuvor verbindenden russischsprachigen Sozialität sichtbar. Der gemeinsame Sprachraum, der lange als Ressource des Alltags fungierte, verliert seine integrative Kraft. Stattdessen entstehen neue Grenzen entlang politischer Positionierungen und moralischer Bewertungen. Inna erfährt den Krieg nicht nur als Ereignis in der Ukraine, sondern als Zerstörung sozialer Sicherheit im eigenen Umfeld. Der Kontaktabbruch erscheint dabei nicht bloß als Eskalation, sondern auch als Bewältigungsstrategie. Um das eigene moralische Koordinatensystem zu schützen und den Alltag erträglich zu halten, zieht sie Grenzen gegenüber Personen, deren Deutungen für sie nicht akzeptabel sind.

Eine andere Form sozialer Verunsicherung zeigt sich in Reginas Erzählung. Regina, 49 Jahre alt und Mutter von vier Kindern, floh 2022 mit ihren beiden minderjährigen Söhnen aus der Ostukraine nach Deutschland. Zwei erwachsene Töchter, ihre Eltern und weitere Angehörige blieben in der Ukraine. Vor dem Krieg hatte Regina ein eigenes Geschäft und war stark in lokale Netzwerke eingebunden. Sie beschreibt sich als jemand, der Menschen zusammenbrachte und in ihrer Stadt eine kleine Gemeinschaft organisierte. Mit ihrer Flucht veränderten sich diese Beziehungen. Menschen, die geblieben waren, reagierten mit Unverständnis, Rückzug oder Vorwürfen. Regina deutet diese Reaktionen nicht in erster Linie als Feindseligkeit, sondern als Kränkung. Zwischen denen, die gegangen sind, und denen, die geblieben sind, liege eine Kluft:

> „Man möchte, dass alle zusammenbleiben, weil man gemeinsam keine Angst hat. Aber wenn die Menschen keine Unterstützung mehr haben, wenn die Menschen, die sie unterstützt haben, weggehen, fühlen sie sich leer, einsam und verlassen.“

Der Fall macht deutlich, dass der Krieg nicht nur Beziehungen zwischen ukrainischen und russischen bzw. russischsprachigen Menschen belastet. Er erzeugt auch Spannungen innerhalb ukrainischer sozialer Zusammenhänge. Flucht wird hier moralisch aufgeladen: Wer geht, schützt sich und seine Kinder; zugleich kann dieses Weggehen von den Zurückgebliebenen als Entzug von Solidarität oder gemeinsamer Stärke empfunden werden. Regina beschreibt diesen Prozess mit psychologischen Begriffen: Menschen unter extremem Druck reagierten verletzt, kindlich, manchmal aggressiv, ohne dass deshalb jede Bindung verschwunden sei. Für sie selbst wird Deutschland zum möglichen Ort eines neuen „Modus Vivendi" – eines Lebens, in dem sie nicht dauerhaft erklären muss, warum sie gegangen ist. Auch hier ist Sicherheit nicht nur physische Abwesenheit von Gewalt, sondern die Möglichkeit, ohne permanente Rechtfertigung weiterzuleben.

Besonders zugespitzt erscheint der Verlust biografischer Kontinuität bei Valentina. Sie ist 33 Jahre alt und floh 2022 aus der Ukraine nach Deutschland. Für sie ist die Flucht nach Deutschland bereits der zweite erzwungene Neuanfang.



Abb 7: Verlust existenzieller Sicherheit und seine Folgen: Valentinas Frage „Warum bin ich so unglücklich?" löste bei einer ukrainischen Teilnehmerin des Zukunftslabors eigene schmerzhafte Erinnerungen aus.

Schon 2014 hatte sie wegen des Kriegs im Donbas ihre Heimatstadt in der Ostukraine verlassen müssen. Im Nordosten der Ukraine baute sie sich anschließend ein neues Leben auf: Arbeit, soziale Kontakte, Routinen, eine gewisse Stabilität. 2022 wurde auch dieser Lebensentwurf zerstört. Valentina musste erneut weggehen, diesmal in ein Land, dessen Sprache und Institutionen ihr zunächst fremd waren. Ihre wiederkehrende Frage lautet: *„Warum muss ich weiterleben? Weil ich schon zum zweiten Mal alles wieder neu machen muss. Weil ich meine Heimat, mein Zuhause verloren habe, das war mein Land. Warum bin ich so unglücklich? Warum ich?*“.

Valentinas Erzählung zeigt, wie eng Verlust und Neuanfang miteinander verschränkt sind. Der Sicherheitsverlust liegt nicht allein in der Flucht selbst, sondern in der Wiederholung des Verlusts. Was nach 2014 mühsam neu aufgebaut worden war, wurde 2022 erneut unterbrochen. In Deutschland erlebt sie die ersten Monate als Erschöpfung, Traurigkeit und Orientierungslosigkeit: Wohnung, Arbeit, Sprache, Geld, Zukunft – alles muss gleichzeitig neu organisiert werden. Zugleich zeigt ihre Geschichte, wie Alltagsfrieden praktisch entsteht. Eine unterstützende Bekannte, eine Gastfamilie, der Deutschkurs, eine eigene Wohnung, bestandene Sprachprüfungen, eine Tanzgruppe und „gute Leute“, wie sie selbst sagt, werden zu kleinen Ankern neuer Sicherheit. Frieden erscheint hier nicht als abstrakter Zustand, sondern als allmähliche Rückgewinnung von Handlungsfähigkeit im Alltag.

Diese Form des Neuaufbaus ist auch bei Soja sichtbar, jedoch unter anderen Vorzeichen. Soja, 52 Jahre alt, stammt aus Russland und lebt seit 2017 mit ihrem Mann in Deutschland. Ihre Ausreise war lange geplant und Ausdruck einer wachsenden Distanz zum autoritären politischen System in Russland. Dennoch erschüttert der Angriffskrieg auch sie existenziell. Sie beschreibt den Kriegsbeginn als größte Tragödie ihres Lebens, verbunden mit Ohnmacht, Scham, Schmerz, Schutzlosigkeit und innerer Leere:

> „So etwa den ersten Monat lang wussten wir überhaupt nicht, wie wir weiterleben sollten, warum wir weiterleben sollten, wenn unser Land so etwas tut. Es ist schwer, dieses Gefühl zu beschreiben, dieses Gefühl der Hilflosigkeit, der Scham, des Schmerzes, der Schutzlosigkeit, all diese schlechten Gefühle und die völlige Leere, denn warum sollte man weiterleben?“

Entscheidend ist hier die moralische Dimension des Sicherheitsverlusts. Soja muss nicht vor Bomben fliehen, aber sie erlebt den Angriff als Zusammenbruch der Möglichkeit, sich noch selbstverständlich zu Herkunft, Sprache oder beruflicher Tätigkeit zu verhalten.

Sojas Bewältigung verläuft über Zeit, psychische Anpassung und eine neue Form von Zugehörigkeit zu Deutschland. Sie beschreibt, dass der Schmerz nicht vollständig verschwindet, aber sich verändert. Die deutsche Staatsbürgerschaft, Arbeit, ein Zuhause und das Gefühl, in Deutschland aufgenommen worden zu sein, geben ihr neue Kraft:

> „Wir leben gerne in diesem Land, wir wollen in diesem Land leben, und wir wollen etwas Gutes für dieses Land tun. Das gibt einem auch Kraft, denn man wurde hier aufgenommen, man hat hier Arbeit und ein Zuhause gefunden, man hat sich hier niedergelassen, und außerdem ist man nun ein rechtmäßiger Bürger dieses Landes. Und es hat uns auch sehr geholfen, dass wir nun weniger an das alte Leben gebunden sind ...“



Abb. 8: „Das Leben geht weiter, aber der Schmerz verschwindet nie ganz.“ Sojas Erfahrung psychischer Anpassung und Bewältigung spiegelte sich auch in der Lebenswirklichkeit vieler Forschungspartner:innen wider.

Das verweist auf einen wichtigen Punkt: Für russische Kriegsgegner:innen in Deutschland kann der Neuanfang nicht nur soziale oder materielle Stabilisierung bedeuten, sondern auch die Suche nach einer moralisch tragfähigen Zugehörigkeit jenseits des russischen Staates.

Während Deutschland für viele Interviewte als Ort relativer Sicherheit erscheint, zeigen die Interviews zugleich, dass auch das Aufnahmeland selbst zum Ort neuer Unsicherheit werden kann. Marias Erzählung verdeutlicht dies. Maria, 41 Jahre alt, kommt aus Russland, hat jüdische Wurzeln und lebt seit 2007 in Deutschland. Sie hat hier eine Familie gegründet, sich gesellschaftlich engagiert und Deutschland lange als zweite Heimat verstanden. Seit Beginn des Kriegs empfindet sie dieses Sicherheitsgefühl als beschädigt:

> „Es ist für mich nicht zu erklären, wie kann das sein, dass die Leute einfach plötzlich ganz fremd sind? Dass plötzlich jeder, der mich kennt und der sich nicht kontrollieren kann, mir gegenüber feindliche Sachen über Putin sagt. ‚Das alles, das ist ja wegen Putin'. Aber ich verstehe das nicht: Was hat das mit mir zu tun?"

Sie berichtet von Feindseligkeiten gegenüber russischstämmigen Menschen, von Konflikten im schulischen Umfeld ihres Kindes und von dem Eindruck, aufgrund russischer Herkunft kollektiv adressiert zu werden. Deutschland erscheint ihr nicht mehr als verlässlicher Schutzraum, Russland aber ebenfalls nicht als möglicher Rückkehrort. Marias Fall verdeutlicht, wie sich im Interview persönliche Erfahrungen, politische Zuschreibungen, mediale Diskurse und Ängste miteinander verschränken. Sie erlebt den Krieg als Situation, in der sie und ihr Kind für Putin, Russland oder den Krieg verantwortlich gemacht werden könnten. Damit zeigt sich eine weitere Form von Konflikttransportation: Der Krieg kommt nicht nur über familiäre Beziehungen oder politische Debatten in den Alltag, sondern auch über externe Zuschreibungen im Aufnahmeland. Wer als russisch gelesen wird, kann sich gezwungen sehen, sich zu distanzieren, zu erklären oder zu rechtfertigen. Sicherheit wird dadurch auch zu einer Frage sozialer Anerkennung.

Zusammengenommen zeigen die Fälle, dass der Krieg unterschiedliche Dimensionen von Sicherheit erschüttert. Bei ukrainischen Geflüchteten stehen häufig der Verlust von Zuhause, Zukunft und biografischer Kontinuität im Vordergrund, bei russischen oder russischsprachigen Interviewten stärker moralische Er-

schütterung, soziale Brüche und Zuschreibungserfahrungen, wobei sich diese Erfahrungen vielfach überschneiden. Sicherheit ist somit im Diasporakontext mehr als Schutz vor physischer Gewalt: Sie umfasst auch soziale Beziehungen, biografische Kontinuität und moralische Orientierung. Die Art und Weisen, mit ihrem Verlust umzugehen, reichen vom Abbruch belastender Beziehungen über neue Routinen und soziale Kontakte bis zur Suche nach neuer biografischer Verankerung. Insgesamt zielen sie darauf, unter den Bedingungen des Kriegs wieder Handlungsfähigkeit zu gewinnen.

4.2 IDENTITÄTSKONFLIKTE UND NEUORDNUNG VON ZUGEHÖRIGKEIT

Der Krieg in der Ukraine verändert für viele ukrainische und russisch(sprachig)e Migrant:innen in Deutschland nicht nur politische Einstellungen, sondern auch alltägliche Formen von Selbstbeschreibung und Zugehörigkeit. Herkunft, Sprache, Staatsangehörigkeit und biografische Bindungen werden unter dem Eindruck des Kriegs neu bewertet. Was zuvor Teil einer vielschichtigen und oft pragmatisch gelebten Migrationsbiografie war, wird plötzlich zu einer Frage von Haltung, Loyalität und moralischer Positionierung. Der Krieg transportiert sich damit nicht nur über politische Mobilisierung in den deutschen Diasporakontext, sondern auch über Identitätskonflikte im Alltag. Die Menschen fragen sich, wer sie sind, wohin sie gehören, wie sie über ihre Herkunft sprechen können und welche Bedeutung ihre Sprache unter den Bedingungen des Kriegs annimmt.

Im Material zeigt sich dabei kein einheitliches Muster. Der Krieg führt nicht einfach dazu, dass sich „Ukrainer:innen“ und „Russ:innen“ als zwei geschlossene Gruppen gegenüberstehen. Vielmehr entstehen unterschiedliche Formen der Neuordnung von Zugehörigkeit. Bei einigen ukrainischen Interviewten verstärkt sich die Bindung an die Ukraine oder der Wunsch nach Rückkehr und Verantwortung. Andere erleben Deutschland zunehmend als Zukunftsort und Identitätsanker. Bei russischen oder russischsprachigen Interviewten zeigt sich wiederum eine Spannung zwischen kultureller und sprachlicher Nähe zu Russland, moralischer Distanz zum russischen Staat und der Erfahrung, aufgrund russischer Herkunft oder Sprache unter Verdacht zu geraten. Dazwischen stehen Personen mit gemischten oder mehrdeutigen Identitäten, deren Lebensgeschichten sich einfachen nationalen Kategorien entziehen.

Evgenyas Erzählung macht diese Mehrdeutigkeit deutlich. Sie ist 64 Jahre alt, wurde in der Ukraine geboren und lebt seit 1991 in Deutschland. Ihre Familiengeschichte verbindet ukrainische, belarussische, polnische und sowjetische Bezüge. Vor dem Krieg spielte eine eindeutige nationale Selbstverortung für sie kaum eine Rolle. Ihre Identität war eher durch Sprache, Familie, Herkunftsregion, Erinnerungen und eine vielschichtige postsowjetische Lebenswelt geprägt als durch ein klares Bekenntnis zu einer Nation. Der Krieg veränderte dieses Verhältnis. Ukrainisch zu sein hat für sie nun an Bedeutung gewonnen, nicht im Sinne eines exklusiven Nationalismus, sondern als positiv geladene Herkunft. Sie sagt, sie sei heute froh, *„keine Russin“* zu sein, hält zugleich aber daran fest, dass Menschen nicht auf nationale Zugehörigkeit reduziert werden dürfen.

Gerade diese Spannung ist analytisch wichtig. Evgenya entwickelt keine einfache Gegenidentität zu Russland. Sie lehnt den Krieg kategorisch ab und erlebt, dass sich Freundschaften aufgrund unterschiedlicher Haltungen zum Krieg auflösen. Zugleich bewahrt sie Beziehungen zu russischen Freund:innen, die sich nach Kriegsbeginn sogar bei ihr entschuldigen wollten. Ihre Reaktion darauf verweist auf eine dezidiert anti-kollektivistische Haltung, denn persönliche Verantwortung könne für sie nicht einfach aus Herkunft abgeleitet werden. In ihrer Erzählung erscheint Identität daher als doppelte Bewegung. Einerseits wird ukrainische Herkunft durch den Krieg bedeutsamer, andererseits wehrt sie sich dagegen, nationale Zugehörigkeit *„auf einen Sockel zu stellen“*. Entscheidend sei vielmehr, *„was wir in unserem Herzen für die Menschen empfinden, ganz gleich, in welcher Sprache jemand spricht“*. Damit steht Evgenya für eine Form von Zugehörigkeit, die durch den Krieg zwar nationalisiert wird, sich aber zugleich gegen die Logik exklusiver nationaler Lagerbildung richtet.

Während Evgenya versucht, nationale Zugehörigkeit moralisch zu begrenzen, beschreibt Larysa eine andere Form der Identitätsneuordnung. Sie ist 60 Jahre alt und kam 2022 mit ihrer Tochter aus der Ukraine nach Deutschland. Für sie wird Deutschland zum zentralen Zukunftsort. Auffällig ist, dass sie ihre Zugehörigkeit nicht primär über ukrainische Diasporanetzwerke organisiert. Sie kennt Vereine und Aktionen, nimmt daran aber kaum teil. Der Grund liegt nicht in Desinteresse am Krieg oder an der Ukraine, sondern in einer bewussten Entscheidung für Integration als Zukunftspraxis. Larysa möchte in Deutschland bleiben, arbeiten, sich entwickeln und ihre soziale Welt nicht ausschließlich in ukrainischen oder russischen Kreisen aufbauen. *Sie sagt: "Deutschland ist meine Zukunft"*.

Diese Position zeigt, dass diasporische Zugehörigkeit nicht automatisch durch Herkunftsgemeinschaften stabilisiert wird. Für Larysa entsteht Zugehörigkeit weniger aus kollektiver Identität als aus alltäglicher Teilhabe: Sprache lernen, arbeiten, mit deutschen Menschen kommunizieren, soziale Kontakte aufbauen. Damit verschiebt sich der Fokus von Herkunft zu Zukunft. Theoretisch bezogen kann Konflikttransportation also nicht nur bedeuten, dass der Krieg alte Bindungen aktiviert oder nationale Zugehörigkeiten verstärkt, sondern sie kann auch dazu führen, dass Menschen sich aus herkunftsbezogenen Sozialräumen herausbewegen, um eine neue Alltagsnormalität im Aufnahmeland zu entwickeln. Für Larysa ist dies eine Strategie der Stabilisierung. Sie sucht Frieden nicht in einer diasporischen Gemeinschaft, sondern in der Möglichkeit, ihr Leben in Deutschland neu zu ordnen: *„Ich will hier bleiben, hier wohnen, hier arbeiten und mich hier weiterentwickeln. Ich will hier meine Zukunft aufbauen.“*

Nataliyas Erzählung macht sichtbar, dass diese Neuordnung von Zugehörigkeit ambivalent bleiben kann. Sie ist 26 Jahre alt, stammt aus dem Osten der Ukraine und lebt seit 2019 in Deutschland. Schon als Jugendliche wollte sie hier leben. Nach Beginn der Vollinvasion stellt sich für sie dennoch die Frage, ob sie zurück in die Ukraine gehen sollte. Ihr zentrales Gefühl ist ein Dazwischen: In Deutschland bleibt sie Ausländerin, in der Ukraine gehört sie nach Jahren im Ausland nicht mehr vollständig dazu. Sie beschreibt, dass man den Krieg von Deutschland aus beobachte wie jemand, der *„vor dem Zaun steht“*, hineinschaut, aber nicht mehr ganz Teil dessen ist, was im Inneren geschieht.

Nataliyas Fall zeigt, dass Zugehörigkeit nicht nur durch nationale Identifikation bestimmt wird, sondern durch geteilte Erfahrung, räumliche Anwesenheit und soziale Einbindung. Die ukrainische Gesellschaft verändert sich unter Kriegsbedingungen schnell. Wer im Ausland lebt, kann diese Transformation unterstützen, aber nicht vollständig mitvollziehen. Zugleich ist Deutschland kein Ort ungebrochener Aufnahme. Nataliya verweist auf die Erfahrung, auch hier nicht selbstverständlich dazuzugehören:

> „Und hier in Deutschland ist man auch fast immer ein Ausländer. Die deutsche Gesellschaft, seien wir ehrlich, das ist jedenfalls, was ich empfunden habe, ist auch nicht immer so eine offene Gesellschaft. Es ist manchmal sehr schwer, sich so darin zu etablieren, dass man offen aufgenommen wird.“

Ihre Lösung besteht nicht in einer eindeutigen Entscheidung für einen Ort, sondern in einer situativen Bestimmung von Verantwortung. Sie bleibt in Deutschland, weil ihre Familie hier Unterstützung braucht, weil sie von hier aus informieren und helfen kann und weil sich ihr unmittelbares Leben inzwischen hier verdichtet hat. Zugehörigkeit entsteht damit nicht als feste Identität, sondern als praktische Verortung: *„Ich bin sozusagen hier im Einsatz."*

Olegs Erzählung verschiebt den Blick auf Menschen russischer Herkunft, die seit Jahrzehnten in Deutschland leben und sich als Teil der deutschen Gesellschaft verstehen. Oleg ist 63 Jahre alt, stammt aus Russland, kam 1991 als jüdischer Kontingentflüchtling nach Deutschland, besitzt die deutsche Staatsbürgerschaft und arbeitet seit vielen Jahren im medizinischen Bereich. Den Krieg lehnt er entschieden ab, aber zugleich erlebt er, dass seine russische Herkunft seit 2022 stärker in den Vordergrund rückt und persönliche Überzeugungen überlagert. Aus seiner Sicht werden russischstämmige Menschen in Deutschland zu wenig als differenzierte politische Subjekte wahrgenommen, dabei sind *„Russen nicht gleich Russen"*, wie er betont. Viele seien gegen den Krieg, würden aber dennoch pauschal mit dem russischen Staat oder dem Putin-Regime gleichgesetzt.

Olegs Fall zeigt eine zentrale Dimension konfliktbedingter Identitätszuschreibung. Der Krieg verändert nicht nur, wie Menschen sich selbst verstehen, sondern auch, wie sie von anderen wahrgenommen werden. Zugehörigkeit wird dadurch prekär. Obwohl Oleg deutscher Staatsbürger ist und sich als Teil der deutschen Gesellschaft begreift, fühlt er sich in eine Ecke gestellt:

> „Man holt uns nicht ins Boot. Absolut nicht. In keiner Hinsicht. Seien es Wahlen, Bundestagwahlen, Landtagswahlen oder Kommunalwahlen: Keiner beachtet uns Russen als Bürger. Alles ist auf die Ukraine ausgerichtet. Uns hat man in die Ecke geschickt, wo wir dann immer nur Unrecht haben, nur schuldig sind."

Diese Erfahrung ist nicht einfach Ausdruck persönlicher Kränkung, sondern verweist auf eine strukturelle Spannung im Aufnahmeland: Öffentliche Solidarität mit der Ukraine kann, wenn sie mit pauschalen Zuschreibungen verbunden wird, bei russischstämmigen Kriegsgegner:innen den Eindruck erzeugen, politisch und moralisch nicht mehr gehört zu werden. Der Konflikt wird dadurch nicht nur importiert, sondern im deutschen Kontext neu gerahmt.

Noch stärker als bei Oleg verdichtet sich diese Erfahrung bei Rufina. Sie ist 42 Jahre alt und verließ Russland Ende 2022 wegen des Kriegs, zunehmender Repressionen und ihrer Nähe zu einer Menschenrechtsorganisation. Für sie ist Russisch nicht nur eine Sprache, sondern ein intimer Ausdrucksraum. Sie beschreibt Russisch als etwas Eigenes, Warmes und Vertrautes, als Medium, in dem sie Nuancen ausdrücken und sich vollständig verständlich machen kann. Zugleich wird gerade diese Sprache in Deutschland zu einem Zeichen, das sie vorsichtig und situationsabhängig einsetzen muss. In der Öffentlichkeit spricht sie ungern Russisch, weil sie fürchtet, als Vertreterin des Aggressors wahrgenommen zu werden.

Besonders eindrücklich ist ihre Schilderung einer Situation in einem Sprachverein. Hier soll sie sich vor einer Gruppe vorstellen, die überwiegend aus Menschen besteht, die aus der Ukraine geflohen sind. Als sie sagt, dass sie aus Russland kommt, wird sie vom Lehrer unterbrochen. Rufina erlebt diese Situation als beschämend und lähmend:

> „Ich... ich saß da, ich war einfach total sprachlos von dem Ganzen, weil es mir superpeinlich war. Ich wusste nicht, wie ich mit den Leuten, mit den Ukrainern, kommunizieren sollte, weil ich ja sozusagen aus Russland komme, ich bin im Grunde so eine Art Vertreterin des Aggressorlandes. Aber gleichzeitig weiß ich doch... na ja, ich habe ja nicht angegriffen. Das bin nicht ich persönlich. Und irgendwie bin ich, na ja, wohl kein so richtig schlechter Mensch. So ein Durcheinander, und dazu kommt noch, dass alles auf Deutsch ist und dass man unterbrochen wird, als wäre man irgendwie nicht ganz normal."

Sie fühlt sich in dieser Situation *„überflüssig"*, abgelehnt und zugleich in eine Rolle gedrängt, mit der sie sich nicht identifiziert. Die Szene zeigt, wie stark Herkunft im Alltag performativ wird. Ein einfacher Satz – *„Ich komme aus Russland"* – reicht aus, um Scham, Angst, Rechtfertigungsdruck und soziale Unsicherheit auszulösen.

Gleichzeitig endet Rufinas Erzählung nicht im Rückzug. Sie entscheidet, weiter zu den Sprachkursen zu gehen, weil sie Deutsch lernen und sich nicht verstecken will. Mit der Zeit freundet sie sich sogar mit einigen Ukrainer:innen aus dem Kurs an. Darin liegt eine wichtige Alltagspraxis des Friedens. Rufina kann ihr Geburtsland nicht ändern, aber sie kann beeinflussen, wie sie gegenwärtig handelt

und welche Beziehungen sie in Zukunft aufbaut. Ihre Geschichte zeigt, dass Alltagsfrieden nicht bedeutet, dass Beschämung oder Ablehnung verschwinden. Er entsteht vielmehr dort, wo Menschen trotz solcher Erfahrungen Räume gemeinsamer Praxis nicht aufgeben.

Yulia schließlich bietet eine reflexive Perspektive auf Zuschreibung und Kategorisierung. Sie ist 41 Jahre alt, bezeichnet sich als Russin mit ukrainischen Wurzeln, lebt seit mehr als 20 Jahren in Deutschland und besitzt die deutsche Staatsbürgerschaft. Ihren russischen Pass hat sie bewusst behalten, um bei Wahlen gegen Putin stimmen zu können. Ihre Erzählung führt zurück zu einer frühen Erfahrung in Deutschland: Als junge Migrantin wird sie in einer Straßenbahn von einer älteren Frau mit aggressiv auftretenden russischsprachigen Jugendlichen in eine Schublade gesteckt. Yulia erinnert sich daran als prägende Erfahrung, weil sie verstand, wie verletzend es ist, auf eine Herkunftskategorie reduziert zu werden.

Diese Episode erhält im Kontext des Kriegs neue Aktualität. Yulia nutzt die Erinnerung nicht, um eigene Verletzung in den Vordergrund zu stellen, sondern um ein allgemeines Prinzip zu formulieren: Menschen neigen dazu, andere in Kategorien einzuordnen. Gerade deshalb müsse man aktiv dagegen ankämpfen. Ihre Haltung verweist auf eine Form von reflexiver Konfliktbearbeitung. Sie erkennt die emotionale Schwierigkeit an, unter Kriegsbedingungen differenziert zu bleiben, insistiert aber darauf, *„dass man niemals auf diese Art mit jemandem umgehen darf. Natürlich neigt das Gehirn dazu, alle in Schubladen zu stecken, aber man muss aktiv dagegen ankämpfen“*. Damit verbindet sich bei ihr persönliche Erfahrung mit einer normativen Praxis des Alltagsfriedens: nicht vorschnell zuordnen, nicht kollektiv beschuldigen, Differenz aushalten.

Über die Fälle hinweg wird deutlich, dass Identität im Diasporakontext unter Kriegsbedingungen situativ, relational und konflikthaft wird. Der Krieg verstärkt die Bedeutung nationaler Zugehörigkeit, ohne sie zu vereinheitlichen: Ukrainische Identifikation kann an Bedeutung gewinnen, zugleich bleiben transnationale, gemischte oder humanistische Selbstdeutungen bestehen; russische Herkunft kann stärker stigmatisiert werden und neue Formen der Distanzierung vom russischen Staat hervorbringen. Konflikttransportation vollzieht sich hier wesentlich als Identitätsarbeit, in der Menschen Herkunft, Sprache und Zugehörigkeit neu bestimmen und sich gegenüber äußeren Zuschreibungen positionieren. Alltagsfrieden zeigt sich dabei in Praktiken der Differenzierung – insbeson-

dere zwischen Staat und Individuum, Sprache und politischer Loyalität sowie Herkunft und persönlicher Verantwortung –, die mehrdeutige Zugehörigkeiten und Beziehungen trotz politisierter Identitäten ermöglichen können.

4.3 TOLERANZ: (WIE) KÖNNEN WIR MITEINANDER LEBEN?

Der Krieg in der Ukraine stellt die Frage nach Toleranz im Diasporakontext auf besondere Weise. Im Material erscheint Toleranz nicht als allgemeine Offenheit, sondern als situationsabhängige und begrenzte Alltagspraxis. Entscheidend ist dabei weniger, ob Konflikte oder Differenzen bestehen, sondern wie Menschen mit ihnen umgehen und welche Grenzen sie gegenüber Positionen ziehen, die Gewalt rechtfertigen oder Leid relativieren.

Zhannas Erzählung macht diese bedingte Form von Toleranz besonders deutlich. Sie ist 44 Jahre alt, stammt aus dem Süden der Ukraine, lebt seit mehr als zwanzig Jahren in Deutschland und engagiert sich seit Kriegsbeginn intensiv für ukrainische Geflüchtete. In ihrem Alltag begegnet sie vielen Menschen, die sie als russisch, belarussisch oder allgemein postsowjetisch wahrnimmt. Diese Begegnungen sind für sie nicht per se problematisch. Sie lehnt weder die russische Sprache noch russische Herkunft grundsätzlich ab und zeigt Verständnis dafür, dass Menschen sehr unterschiedlich mit Sprache, Integration und Migration umgehen. Entscheidend ist für sie nicht die Herkunft, sondern die Haltung zum Krieg und die Bereitschaft, andere Erfahrungen ernst zu nehmen.

Gerade deshalb zieht Zhanna klare Grenzen gegenüber Menschen, die den Angriffskrieg rechtfertigen oder russische Propagandanarrative wiederholen. Solche Gespräche meidet sie, weil sie darin keine produktive Auseinandersetzung mehr sieht:

> „Mit irgendjemandem auf der Straße zu stehen oder beim Bäcker beim Einkaufen und darüber zu diskutieren – nein, das ist unter meiner Würde. Die Menschen, die sehen, was auf der Welt passiert und trotzdem bei ihrer Meinung bleiben, sind nicht mehr zu überzeugen. Da braucht es meinen Einsatz nicht."

Toleranz bedeutet für sie nicht, jede Meinung über den Krieg gelten zu lassen. Zugleich bleibt sie dort offen, wo Menschen gesprächsbereit sind. Besonders deutlich wird dies in ihrer Begegnung mit einem russischen Elternpaar an der Schule ihrer Tochter. Die beiden relativieren zunächst Putins Verantwortung für den Krieg, sind aber bereit zuzuhören. Zhanna nimmt sie mit in eine große Flüchtlingsunterkunft, wo sie mit russischsprachigen Menschen aus bombardierten Städten im Süden und Osten der Ukraine sprechen. Danach, so ihre Deutung, müsse sie nicht mehr überzeugen. Die Erfahrung selbst verändert den Blick.

Diese Szene ist aufschlussreich, weil sie Toleranz nicht als bloße Meinungspluralität zeigt, sondern als pädagogisch-praktische Konfrontation mit Wirklichkeit. Zhanna versucht nicht, abstrakt über geopolitische Deutungen zu streiten. Sie bringt Menschen in Kontakt mit den Folgen des Kriegs. Dadurch wird aus einer politischen Meinungsverschiedenheit eine Begegnung mit konkretem Leid. Toleranz entsteht hier nicht durch Relativierung, sondern durch Zuhören, Anschauen und Anerkennen. Sie setzt voraus, dass Menschen bereit sind, ihre Sichtweise durch die Erfahrung anderer irritieren zu lassen.

Lev beschreibt eine andere, schmerzhafte Grenze von Toleranz. Er ist 35 Jahre alt, wurde im Fernen Osten Russlands geboren, lebt seit 2022 in Deutschland und hat enge familiäre und biografische Bezüge zur Ukraine. Sein Vater stammt aus der Ukraine, auch mütterlicherseits gibt es ukrainische Wurzeln, und Teile seiner Kindheit verbrachte er dort. Der Krieg trifft ihn daher nicht nur als russischen Emigranten, sondern auch als jemanden, dessen eigene Biografie die nationalen Trennlinien überschreitet. Gerade deshalb erlebt er besonders deutlich, wie sehr der Krieg Freundschaften, künstlerische Kooperationen und alltägliche Beziehungen belastet.

In Levs Umfeld brechen Kontakte nicht unbedingt vollständig ab, aber sie werden vorsichtiger, distanzierter oder unsichtbarer. Ukrainische Künstler:innen, die in Deutschland mit Russ:innen zusammenarbeiten, geraten in der Ukraine unter Druck. Zusammenarbeit mit russischen Personen kann als moralisch problematisch gelten, selbst wenn diese gegen den Krieg sind oder schon lange in Deutschland leben. Lev versteht, woher diese Härte kommt: Krieg sei nicht nur Bomben, sondern dringe *„ins Innere“* vor, als Schmerz, Erschöpfung und Hass. Gleichzeitig sieht er darin eine Dynamik, die die Menschen weiter vom Frieden entfernt. Besonders eindrücklich ist seine Beobachtung von Kindern, die sich über Sprach- und Herkunftsgrenzen hinweg anfreunden, während Eltern solche

Freundschaften teilweise untersagen. Die Kinder treffen sich heimlich, tun aber in Anwesenheit der Eltern so, als würden sie sich nicht kennen.

Diese Episode verdichtet eine zentrale Ambivalenz: Einerseits kann Ablehnung aus realer Verletzung und Kriegserfahrung entstehen und ist deshalb nicht einfach als Intoleranz abzutun. Andererseits zeigt das „Verbot von Freundschaft", wie der transportierte Konflikt soziale Beziehungen präformiert, noch bevor Menschen eigene Erfahrungen miteinander machen können. Die Kinder verkörpern eine mögliche Alltagspraxis des Friedens: Sie teilen Sprache, Spiel und Nähe, ohne die geopolitische Bedeutung dieser Nähe vollständig zu übernehmen. Die Eltern dagegen tragen die Logik des Kriegs in den Alltag hinein, indem sie Kontakt kontrollieren oder verhindern. Lev begegnet dem nicht mit Anklage, sondern mit vorsichtiger Empathie. Gerade diese Empathie gegenüber der Verletzung der anderen Seite wird bei ihm selbst zu einer Form von Toleranz:

> „Ja, ich verstehe die Erschöpfung [meiner ukrainischen Freunde] und ihre Welt, und wir reden darüber, dass wir uns irgendwann wiedersehen werden, und wir würden uns gerne wiedersehen, wahrscheinlich irgendwo hier. Ich würde mir wünschen, jetzt in die Ukraine zu fahren, das würde ich gerne, aber ich verstehe, dass das in absehbarer Zeit unmöglich ist, und dort, wo ich auf sie treffe, passe ich mich natürlich sehr behutsam und feinfühlig an, denn alle haben unterschiedliche Standpunkte, jeder hat eine andere Sicht auf diese Situation."

Marinas Erzählung zeigt, dass Toleranz nicht immer mit einem Gespräch über den Krieg beginnt, sondern oft in praktischer Hilfe entsteht. Marina ist 39 Jahre alt, hat ukrainische und russische Wurzeln und lebt seit vielen Jahren in Deutschland. Seit Beginn des Kriegs unterstützt sie Geflüchtete aus der Ukraine und aus Russland. Ihre Russischkenntnisse werden dabei zu einer Ressource, auch wenn die russische Sprache im Kontext des Kriegs ambivalent und belastet ist. In einer Alltagsszene begegnet sie auf der Straße einer ukrainischen Frau mit zwei Kindern, die gerade in Deutschland angekommen ist, weint und nicht weiß, wie sie in die Flüchtlingsunterkunft gelangen soll. Marina hilft ihr, begleitet sie, vertritt ihre Interessen und versucht, innerhalb bürokratischer Abläufe Ausnahmen möglich zu machen.

Wichtig ist dabei die dortige Begegnung mit einer Frau, die zunächst offensichtlich starke negative Gefühle gegenüber allem Russischsprachigen hat. Marina

spricht zunächst Deutsch mit ihr, verhandelt wiederholt über konkrete Probleme und zeigt durch ihr Handeln, dass sie nicht als Gegnerin, sondern als Unterstützerin auftritt. Am Ende wechselt die andere Frau sogar ins Russische und tauscht Telefonnummern mit ihr aus. Diese Szene zeigt, wie Misstrauen durch praktische Kooperation abgebaut werden kann. Nicht eine vorherige Einigung über Identität oder Politik ermöglicht Toleranz, sondern die Erfahrung, dass jemand im konkreten Fall Verantwortung übernimmt. Die gemeinsame Bearbeitung eines praktischen Problems ermöglicht hier Kontakt, bevor politische oder identitäre Differenzen geklärt sind. Für Marina war dies eine wichtige Erfahrung: *„Ich glaube, dass die Menschen so daran gewöhnt sind, viele Unzulänglichkeiten zu sehen, wenn man so sagen kann, dass es ihnen schwerfällt zu glauben, dass es auch anders sein kann.“*

Auch Milana steht für eine pragmatische Form von Toleranz. Sie ist Ende 40, wurde in Russland geboren, ihre Eltern stammen aus der Ukraine, und vor der Flucht lebte sie in der Ostukraine, wo der Krieg bereits seit 2014 ihren Alltag prägte. 2022 kam sie mit ihren Kindern nach Deutschland. Im Interview betont sie, dass man genau überlegen müsse, wann eine grundsätzliche Haltung notwendig ist und wann das Beharren auf Gegensätzen wenig bewirkt. Nach ihrer Ankunft in Deutschland waren es vor allem russischsprachige Menschen, die ihr halfen: Menschen aus Russland oder länger ansässige russischsprachige Migrant:innen, die übersetzen, vermitteln und unterstützen konnten. Eine pauschale Ablehnung russischer Kontakte wäre für sie weder sinnvoll noch angemessen gewesen.

Zugleich bedeutet diese pragmatische Toleranz nicht, dass Milana ihre ukrainische Position aufgibt. Sie entscheidet vielmehr situativ, welche Konflikte sie austrägt und welche nicht. Das zeigt ihre Reaktion auf einen Nachbarn, der demonstrativ eine große russische Flagge aufhängt, offenbar als Provokation gegenüber den neu angekommenen Ukrainer:innen. Milana begegnet dieser Situation nicht mit Eskalation, sondern mit Humor. Gegenüber ihrer radikaler eingestellten Tochter deutet sie die Provokation ironisch um: Der Nachbar teile eben mit ihnen „das Beste, was er hat“ und begrüße sie damit. Der Witz entschärft die Situation, ohne die eigene politische Haltung zu relativieren.

Milanas Fall zeigt Toleranz als bewusste Konfliktökonomie. Nicht jeder provokative Akt muss beantwortet werden. Diese Haltung ist kein Zeichen von Gleichgültigkeit, sondern eine Strategie, das eigene Leben in Deutschland nicht voll-

ständig vom Krieg bestimmen zu lassen. Sie ist vor dem Krieg geflohen, aber sie sagt auch: *„Ja, vielleicht habe ich dort [in der Ukraine] die radikalste Haltung, aber ich habe nicht vor, sie hier in Deutschland zu vertreten“*. Alltagsfrieden entsteht hier durch Selbstbegrenzung, Humor und die Unterscheidung zwischen Grundsatz und Alltagstauglichkeit.

Olesja beschreibt eine weitere Bedingung gelingender Toleranz: gemeinsame Ziele. Sie ist 48 Jahre alt, floh 2022 mit ihren zwei Söhnen nach Deutschland und arbeitet heute mit Geflüchteten, während sie sich beruflich weiterqualifiziert. In ihrem Deutschkurs lernen Ukrainer:innen gemeinsam mit zwei jungen Männern aus Russland, die aus politischen Gründen nach Deutschland gekommen sind. Die Situation ist potenziell konfliktträchtig: Die Ukrainer:innen sind in der Mehrheit, die russischen Teilnehmer sind anfangs angespannt und wissen nicht, wie sie aufgenommen werden. Dennoch kommt es nicht zu Sticheleien oder Ausgrenzung. Für Olesja liegt der Grund darin, dass alle in denselben Prozess eingebunden sind; für sie ist es *„ein Beispiel dafür, dass Kommunikation möglich ist, wenn man sich höhere Ziele setzt.“*

Der Deutschkurs wird damit zu einem sozialen Ort, an dem nationale Differenzen nicht verschwinden, aber vorübergehend anders gerahmt werden. Die gemeinsame Aufgabe erzeugt eine praktische Solidarität, die nicht auf Herkunft, sondern auf geteilter Anstrengung beruht. Sprachkurse, Arbeitskontexte, Hilfsstrukturen oder andere gemeinsame Räume können Bedingungen schaffen, unter denen Menschen sich nicht primär als Vertreter:innen gegnerischer Kollektive begegnen, sondern als Teilnehmende an einer gemeinsamen Aufgabe.

Irinas Erzählung schließlich macht deutlich, dass Toleranz unter Kriegsbedingungen auch Zurückhaltung bedeuten kann. Irina ist 41 Jahre alt, stammt aus Russland, lebt seit mehreren Jahrzehnten in Deutschland, engagiert sich politisch gegen das Putin-Regime und unterstützt Menschen, die aus der Ukraine geflohen sind. In einer Hilfssituation kurz nach Kriegsbeginn erlebt sie, wie neu angekommene Geflüchtete auf ihre Herkunft reagieren. Sie steht mit Menschen zusammen, die gerade erst angekommen sind und teilweise extreme Gewalt erlebt haben. Als sie auf die Frage nach ihrer Herkunft sagt, dass sie aus Russland komme, treten mehrere Personen instinktiv einen Schritt zurück. Sie entschuldigen sich zwar sofort, aber die körperliche Reaktion zeigt, wie tief der Krieg in Wahrnehmung und Begegnung eingeschrieben ist.

Irina deutet diese Reaktion nicht als persönliche Zurückweisung, sondern als normale menschliche Reaktion auf traumatische Erfahrungen. Einer der Anwesenden habe gerade erzählt, wie ein Klassenkamerad vor seinen Augen getötet wurde. Für Irina entsteht daraus eine klare Konsequenz:

> „Und als ich das sah, wurde mir klar, dass ich, solange der Krieg nicht vorbei ist, überhaupt kein Recht habe, etwas zu sagen, gar nichts."



Abb. 9: Sich in manchen Situationen bewusst zurücknehmen, um Beziehung zu erhalten – für unsere Forschungspartner:innen eine wichtige Praxis im Alltag.

Diese Formulierung ist hart, aber aus analytischer Perspektive illustriert sie eine asymmetrische Ethik des Zuhörens. Auch wer selbst gegen das Putin-Regime ist und Hilfe leistet, kann anerkennen, dass die eigene Distanzierung für unmittelbar Betroffene nicht im Vordergrund stehen muss. Toleranz heißt hier, den Schmerz der anderen nicht durch das Bedürfnis nach Anerkennung der eigenen Unschuld zu überlagern.

Über die Fälle hinweg zeigt sich Toleranz im Diasporakontext als konflikthafte, begrenzte und situationsabhängige Praxis. Ihre Grenzen liegen dort, wo Gewalt

gerechtfertigt, Leid relativiert oder propagandistische Deutungen reproduziert werden. Zugleich kann sie darin bestehen, zuzuhören oder sich zurückzuziehen, trotz Misstrauens zu helfen, sich auf gemeinsame Aufgaben zu konzentrieren oder angesichts asymmetrischer Betroffenheit die eigene Position zurückzustellen. Toleranz ist damit weniger eine stabile Eigenschaft als eine Praxis der Situationsdeutung: Sie erfordert immer wieder neu auszuloten, wo Gespräch und gemeinsame Praxis möglich bleiben, wann Rückzug sinnvoll ist und wo klare moralische Grenzen gezogen werden müssen. Darin wird eine Form des Alltagsfriedens sichtbar, die Differenzen nicht aufhebt, sondern einen begrenzten Umgang mit ihnen ermöglicht.

4.4 ERINNERN: MIT DER VERGANGENHEIT LEBEN

Der Krieg in der Ukraine aktualisiert für viele ukrainische und russisch(sprachig)e Migrant:innen in Deutschland nicht nur gegenwärtige politische Konflikte, sondern auch historische Deutungen, familiäre Erinnerungen und biografische Erzählungen. Erinnerung erscheint im Material nicht als abgeschlossenes Wissen über die Vergangenheit, sondern als Ressource, Konfliktfeld und Deutungsrahmen für die Gegenwart. Die Befragten greifen auf Familiengeschichten, sowjetische Erfahrungen, Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg, Vorstellungen von Patriotismus, imperiale Gewaltgeschichten und deutsche Erinnerungskultur zurück, um den Krieg, die eigene Position und die Möglichkeiten friedlichen Zusammenlebens zu verstehen. Der Krieg transportiert sich damit auch über historische Narrative in den deutschen Diasporakontext: Er macht sichtbar, welche Vergangenheiten als gemeinsam erinnert werden, welche Gewaltgeschichten verdeckt blieben und welche historischen Deutungen heute als problematisch, entlastend oder mobilisierend erlebt werden.

Dabei zeigt sich ein ambivalentes Bild. Für einige Interviewte ist der Krieg Ausdruck einer nicht aufgearbeiteten russischen oder sowjetischen imperialen Vergangenheit. Für andere wird die deutsche Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Schuld zu einem Vergleichshorizont, um Verantwortung, Lernen aus Geschichte und gesellschaftliche Veränderung zu thematisieren. Wieder andere halten an Erinnerungen an eine sowjetisch geprägte Mehrsprachigkeit und Vielschichtigkeit fest, ohne diese Vergangenheit idealisieren zu wollen. Gemeinsam ist den Fällen, dass Vergangenheit nicht einfach erklärt, was heute

geschieht. Sie wird vielmehr im Lichte des Kriegs neu gelesen. Erinnerung wird zu einer Praxis der Gegenwartsdeutung – und wird damit selbst zu einem Feld gegenwärtiger Konfliktdeutung und -bearbeitung.

Anastasias Erzählung stellt die Frage nach Verantwortung ins Zentrum. Sie ist 41 Jahre alt, stammt aus Russland und lebt seit vielen Jahren in Deutschland. Für sie lässt sich der Krieg nicht allein als Ergebnis aktueller Entscheidungen des Putin-Regimes verstehen. Ihrer Meinung nach verweist er auf tiefere gesellschaftliche Entwicklungen, die nicht ausreichend bearbeitet wurden. Deshalb insistiert Anastasia auf kollektiver Verantwortung. Persönliche Schuld weist sie nicht jedem einzelnen Menschen mit russischem Pass zu. Aber sie argumentiert, dass alle, die mit Russland verbunden sind, Verantwortung übernehmen müssten:

> „Einfach weil kollektive Verantwortung der einzige Weg ist, um zu verstehen, was in der Gesellschaft passiert ist. Und da kann es keine Ausnahmen geben. Und nur weil ich nicht in Russland lebe oder weil ich gegen das System gekämpft habe, heißt das nicht, dass ich keine kollektive Verantwortung trage."

Diese Unterscheidung zwischen persönlicher Schuld und kollektiver Verantwortung ist bedeutsam. Anastasia wendet sich sowohl gegen pauschale antirussische Beschimpfungen als auch gegen eine Haltung, die jede Verantwortung von sich weist, weil man persönlich gegen das Regime gewesen sei. Für sie kann die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit erst beginnen, wenn Verantwortung nicht individualistisch verkürzt wird. Wer sagt, er oder sie habe persönlich nichts getan, übersieht aus ihrer Sicht die gesellschaftlichen Bedingungen, die Gewalt ermöglichen. Zugleich betont sie, dass diese Diskussion nicht inmitten der größten emotionalen Belastung vollständig geführt werden kann. Manche Menschen seien jetzt nicht in der Lage zu reflektieren. Nach dem Krieg aber müsse diese Auseinandersetzung stattfinden. Erinnerung ist hier also kein Rückblick, sondern eine Voraussetzung politischer und moralischer Erneuerung, denn *„wenn die kollektive Verantwortung erst einmal übernommen worden ist, dann können die Russen im nächsten Schritt auch darüber sprechen, was sie versucht haben, gegen den Krieg zu unternehmen".*

Oksanas Fall führt diese Frage in eine andere Richtung. Sie ist 47 Jahre alt, wurde in Russland geboren, ihre Eltern stammen aus der Ukraine, und vor ihrer

Flucht nach Deutschland lebte sie in der Ostukraine. 2022 kam sie mit ihren Kindern nach Deutschland. In ihrer Erzählung verbindet sich die eigene Flucht mit der Geschichte ihres Großvaters, der während des Zweiten Weltkriegs in einem deutschen Konzentrationslager inhaftiert war. In der Familie wurde darüber lange kaum gesprochen. Oksana verweist darauf, dass ehemalige Lagerinsassen im postsowjetischen Raum häufig stigmatisiert wurden und nicht selbstverständlich als Opfer anerkannt waren. Die Erinnerung an den Großvater ist für sie deshalb nicht nur eine Familiengeschichte, sondern auch eine Geschichte des Schweigens, der Ausgrenzung und der verspäteten Anerkennung.

Gerade vor diesem Hintergrund erscheint Oksanas heutige Dankbarkeit gegenüber Deutschland bemerkenswert. Das Land, das in der Familiengeschichte mit Konzentrationslager, Gewalt und nationalsozialistischer Vergangenheit verbunden ist, wird für sie und ihre Kinder zum Ort von Schutz und Zuflucht. Daraus zieht sie eine allgemeine Lehre gegen pauschale nationale Urteile. Wenn sie aufgrund historischer Gewalt Kontakte vermeiden würde, sagt sie sinngemäß, hätten die Deutschen an erster Stelle stehen müssen. Stattdessen erlebt sie Deutschland als Ort, an dem Hilfe möglich wird. Zugleich waren es nach ihrer Ankunft zunächst russischsprachige Menschen, darunter Russ:innen, die übersetzten und unterstützten. Erinnerung führt bei Oksana daher nicht zu Verhärtung, sondern zu historischer Relativierung nationaler Feindbilder: Nationen und Menschen können sich verändern; historische Schuld darf nicht automatisch in gegenwärtige Ablehnung jeder einzelnen Person übersetzt werden: *„[I]ch selbst vermeide den Kontakt zu Russen nicht. Was ist im Leben wichtig? Kommunikation. Wenn man aufgrund der nationalen Zugehörigkeit vermeidet, mit jemandem zu reden, dann... .“*

Ilona blickt ebenfalls über deutsche Geschichte auf die Gegenwart, jedoch aus der Perspektive einer russischen Emigrantin. Sie ist 43 Jahre alt, stammt aus dem russischen Fernen Osten und kam 2020 als jüdische Zuwanderin nach Deutschland. Deutschland war für sie lange kein Sehnsuchtsort. Wie für viele in Russland war ihr Bild von Deutschland stark durch Nationalsozialismus, Hitler und den Zweiten Weltkrieg geprägt. Als sie sich dennoch mit einer möglichen Ausreise nach Deutschland auseinandersetzen musste, versuchte sie, Deutschland über Literatur und Kultur neu kennenzulernen. Sie suchte nach einem anderen Bild des Landes, jenseits der historischen Schrecken, die in der russischen Erinnerung an Deutschland dominieren.

Dabei machte sie eine irritierende Erfahrung. In den Büchern, die sie las, stieß sie immer wieder auf die langsame Entstehung autoritärer und faschistischer Strukturen. Plötzlich, so beschreibt sie,

> „wird mir klar, dass ich gerade nicht über Deutschland lese, sondern über das heutige Russland. Die Abläufe sind eins zu eins dieselben. Wie dort langsam Gesetze eingeführt werden, in Russland haben sie schwulenfeindliche Gesetze ein geführt. Ganz langsam, ganz langsam, ganz langsam. Und ich denke mir: ‚Mist, ich muss mir etwas einfallen lassen', denn ich lese gerade nicht über Deutschland."

Die schrittweise Einführung diskriminierender Gesetze, insbesondere gegen queere Menschen, die Normalisierung von Repression und die langsame Verschiebung politischer Grenzen erschienen ihr als Muster, das sie aus ihrer eigenen Gegenwart wiedererkannte. Erinnerung wird hier zu einem analytischen Spiegel. Die deutsche Vergangenheit hilft Ilona nicht, Deutschland zu verstehen, sondern Russland. Sie liest historische Literatur als Warnung vor gegenwärtiger autoritärer Entwicklung. Damit wird Geschichte zu einer Ressource politischer Diagnose.

Gennadis Erzählung führt die Auseinandersetzung mit Erinnerung, Patriotismus und Gewalt noch stärker in die eigene Familiengeschichte hinein. Er ist 50 Jahre alt, wurde im Ural geboren, arbeitete lange als Kulturunternehmer und lebt seit 2022 mit seiner ukrainischen Frau und dem gemeinsamen Sohn in Deutschland. Der Krieg zwingt ihn, vertraute Formen russischer Kriegserinnerung kritisch zu befragen. In Russland war der Zweite Weltkrieg für viele Familien eine zentrale Quelle von Stolz, Leidensgeschichte und nationaler Identifikation. Auch Gennadis Großvater kämpfte im Krieg. Doch die Frage, worauf man selbst eigentlich stolz sein könne, wird für ihn zunehmend fragwürdig. Was hat die eigene Gegenwart mit den Taten des Großvaters zu tun? Und was wird ausgeblendet, wenn Kriegserinnerung nur von Heldentum erzählt?

Diese Irritation verdichtet sich in der Geschichte eines Klaviers in seinem früheren Zuhause in Russland. Als er erkennt, dass dieses möglicherweise als Kriegstrophäe aus Europa stammt, bricht in die Familiengeschichte eine verdrängte Dimension von Plünderung und Gewalt ein. Der Krieg erscheint nicht mehr nur als Opfer- und Heldengeschichte, sondern auch als Geschichte von Aneignung, Zerstörung und moralischer Ambivalenz. Gennadi fragt damit nach den dunklen

Seiten einer Erinnerungskultur, die Patriotismus aus militärischem Sieg ableitet. Zugleich reflektiert er die Grenzen einer persönlichen Friedenspraxis: Er und seine ukrainische Frau hatten nach 2014 versucht, als russisch-ukrainisches Paar in Russland ein Zeichen gegen die Logik der Feindschaft zu setzen. Heute beschreibt er dieses Projekt als gescheitert. Aus Sicht der Tyrannei hätten sie verloren. Dennoch meint er:

> „Ich sehe auch, dass Liebe der Menschlichkeit Kraft verleiht. Also menschliche Gesten, Berührungen, Gespräche. Und Tausende dieser menschlichen Äußerungen stellen sich dem entgegen... denn das Gegenteil von Menschlichkeit, von Humanität, ja, von Menschlichkeit, ist Hass."

Olena setzt an einem anderen Punkt an. Sie ist Mitte 20, stammt aus der Ostukraine, kam vor 2022 zum Studium nach Deutschland und engagiert sich seit Kriegsbeginn in humanitärer Hilfe, Demonstrationen und ukrainischen Netzwerken. Für sie ist Erinnerung vor allem eine Frage der Entkolonialisierung des Blicks auf die Ukraine. Sie kritisiert historische Erzählungen, in denen die Ukraine durch Russland oder die Sowjetunion hindurch verstanden wird. Der Begriff der „Brudervölker" erscheint ihr als Fortsetzung eines imperialen Narrativs, welches die Eigenständigkeit der Ukraine verdeckt. Die Ukraine sei kein kleiner Teil einer russischen Geschichte, sondern ein eigenständiges Land mit eigener Sprache, Kultur, Gewaltgeschichte und politischer Subjektivität.

Besonders scharf kritisiert Olena westliche, auch deutsche Erinnerungspolitiken, in denen die Schuld des Zweiten Weltkriegs lange vor allem gegenüber Russland artikuliert wurde:

> „Aber man war immer nur gegenüber Russland schuldig. Dabei hat Deutschland im Zweiten Weltkrieg die ganze Ukraine besetzt, Russland nur zu einem kleinen Teil. Wie viele Ukrainer und Belarussen sind im Zweiten Weltkrieg gestorben. Sehr viele."

Wenn die Sowjetunion im westlichen Gedächtnis faktisch mit Russland gleichgesetzt wird, werden somit ukrainische, belarussische und andere Erfahrungen unsichtbar gemacht. Für Olena ist diese historische Verkürzung nicht nur ein Problem der Vergangenheit. Sie beeinflusst die Gegenwart, weil sie dazu bei-

trägt, die Ukraine weiterhin im Schatten Russlands zu betrachten. Erinnerung wird hier zu einem politischen Kampf um Anerkennung, Eigenständigkeit und Deutungshoheit. Wer den heutigen Krieg verstehen will, muss aus ihrer Sicht auch die imperialen und kolonialen Muster erkennen, die die Ukraine immer wieder als abgeleitete, nachrangige oder „brüderliche“ Einheit behandeln.

Olga schließlich zeigt, dass Erinnerung an die Sowjetunion nicht nur als imperiale Unterdrückung oder problematisches Narrativ erscheint, sondern auch als biografischer Erfahrungsraum von Mehrsprachigkeit und gemischter Zugehörigkeit existieren kann. Sie ist 46 Jahre alt, stammt aus der Ukraine und wuchs in einer Familie auf, in der unterschiedliche nationale und sprachliche Bezüge selbstverständlich zusammengehörten: Ihr Vater ist Ukrainer, ihre Mutter Russin, Teile ihrer Kindheit verbrachte sie in Aserbaidschan. Sie beschreibt sich und ihre Generation als *„Kinder der Sowjetunion“*. Für sie war dieser Raum in der Kindheit *„ein großes Zuhause, unsere große, große Heimat“*, in der Russisch und Ukrainisch selbstverständlich nebeneinander existierten.

Zugleich bedeutet diese Erinnerung nicht, dass Olga ukrainische Eigenständigkeit relativiert. Im Gegenteil: Sie beschreibt ihre tiefe Liebe zur ukrainischen Sprache, Kultur, Literatur und Musik. Ukrainisch ist für sie *„meine Muttersprache“*, in der sie denkt, fühlt und kulturelle Heimat erlebt. Gleichzeitig bleibt Russisch ein Teil ihrer Biografie als Sprache der Familie, der Schule, der Lektüren und vieler Erinnerungen. Ihre Erzählung widersetzt sich daher einer einfachen Entweder-oder-Logik. Sie zeigt, wie stark der Krieg sprachliche und kulturelle Zugehörigkeiten politisiert, die in individuellen Biografien lange nebeneinander bestanden. Erinnerung erscheint hier als Bewahrung von Komplexität: Olga will die ukrainische Sprache und Kultur nicht vergessen, aber sie möchte auch die russische Sprache nicht aus ihrer eigenen Lebensgeschichte löschen.

Zusammengenommen wird deutlich, dass Erinnerung im Diasporakontext unter Kriegsbedingungen zu einem Medium der Konfliktbearbeitung wird. Familiengeschichten, sowjetische Erfahrungen, imperiale Gewaltgeschichten und die deutsche Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Schuld werden unter dem Eindruck des Kriegs neu bewertet und zu Bezugspunkten für die Deutung von Verantwortung, Zugehörigkeit und gegenwärtiger Gewalt. Konflikttransportation vollzieht sich damit nicht nur über gegenwärtige politische Positionierungen, sondern auch über historische Deutungen. Eine alltagsfriedliche Bearbeitung von Erinnerung kann darin liegen, Verantwortung ohne pauschale

Kollektivschuld zu denken, Opfergeschichten nicht gegeneinander auszuspielen, imperiale Narrative zu hinterfragen und biografische Mehrdeutigkeiten auszuhalten.

4.5 WELCHE ZUKUNFT IST MÖGLICH?

Die Frage nach Zukunft stellt sich im Material weniger als offene Planungsperspektive denn als fragile Suchbewegung unter Bedingungen von Krieg, Flucht, Exil und politischer Ohnmacht. Viele ukrainische und russisch(sprachig)e Migrant sprechen ausführlich über Verlust, Gegenwart und Vergangenheit; die eigene Zukunft bleibt dagegen oft vage. Aufenthalt, Sprache, Beruf, Familie, Rückkehr und politische Entwicklungen sind mit Unsicherheit verbunden, größere politische Entwicklungen erscheinen kaum beeinflussbar. Zugleich verschwindet Zukunft nicht vollständig. Wo größere Zukunftsentwürfe kaum möglich sind, verschiebt sich der Blick auf das unmittelbar Gestaltbare: auf konkrete Orte und Beziehungen, Bildungs- und Unterstützungsarbeit, Sprache, Kultur und Formen alltäglicher Verantwortung.

Eine auffällige Figur, die in den Interviews und im Zukunftslabor aufgegriffen wurde, bringt diese Verschiebung auf den Punkt: Statt über Krieg, Russland oder die Ukraine nachzudenken, *„kaufe ich lieber Farbe, um die Wände zu streichen“* (Gennadi, 50, aus Russland, seit 2022 in Deutschland). Die Formulierung ist nicht als Rückzug ins Private im einfachen Sinne zu verstehen. Sie verweist vielmehr auf eine Erfahrung politischer Überforderung. Wenn die großen Fragen unlösbar erscheinen, wird Handlungsfähigkeit im Konkreten gesucht. Eine Wand zu streichen, eine Wohnung einzurichten, einen Kurs zu besuchen, anderen zu helfen, ein Projekt aufzubauen oder eine Sprache zu unterrichten, sind kleine Praktiken, durch die Menschen wieder Einfluss auf etwas gewinnen. Zukunft wird damit nicht als großes politisches Versprechen formuliert, sondern durch die Konzentration auf das unmittelbar Gestaltbare wieder handhabbar.

Evgenyas Bild eines *„riesigen neunstöckigen Hauses“* steht für eine solche konkrete Zukunftsimagination. Evgenya ist 64 Jahre alt, kam 1991 aus der Ukraine nach Deutschland und hat über viele Jahre soziale, kulturelle und bildungsbezogene Projekte aufgebaut: Angebote für Kinder und Familien, Seniorengruppen, einen kultursensiblen Pflegedienst und seit 2022 auch Hilfsstrukturen für

ukrainische Geflüchtete. Wenn sie über ihre Zukunft spricht, entwirft sie kein abstraktes Friedensszenario, sondern einen sozialen Ort: ein großes Haus mit vielen Etagen, in dem Vereine, Pflege, Bildung, humanitäre Hilfe, Kinder, ältere Menschen, ein Café und engagierte Mitarbeitende zusammenkommen: *„Es ist ein Haus voller Leben, und alle arbeiten mit Herzblut“*.

Dieses Bild ist analytisch aufschlussreich, weil es Zukunft als konkrete soziale Infrastruktur beschreibt. Evgenyas Zukunftsvorstellung richtet sich nicht auf die Rückkehr in eine verlorene Normalität, sondern auf den Aufbau eines Ortes, an dem Menschen nach Flucht, Verlust und Erschöpfung wieder handlungsfähig werden können. Bildung, Pflege, Kultur und Hilfe erscheinen dabei nicht als getrennte Arbeitsfelder, sondern als Elemente eines gemeinsamen sozialen Raums. Das „Haus“ übersetzt eine abstrakte Zukunftsvorstellung in einen konkreten gestaltbaren Ort sozialer Beziehungen und wechselseitiger Unterstützung.

Ruslan verschiebt diese Perspektive von der sozialen Infrastruktur zur Qualität gesellschaftlicher Begegnung. Er ist 43 Jahre alt, wurde in Russland geboren, kam als Kind nach Deutschland und arbeitet heute als Künstler und Kulturvermittler. Aus seiner Sicht reichen gut gemeinte Integrations- oder Antirassismusprojekte nicht aus, wenn sie vor allem symbolisch bleiben oder nur die Selbstvergewisserung bereits bestehender Gruppen organisieren. Er wünscht sich Orte und Projekte, die *„mehr darauf ausgerichtet werden, Widersprüche auszuhalten, und vor allem wirklich mehr gesellschaftliche Begegnung zu ermöglichen, die auch Widersprüche aushaltbar macht“*. Zukunft bedeutet für ihn, gesellschaftliche Begegnung so zu gestalten, dass sie Konflikte nicht verdeckt, sondern bearbeitbar macht.

Ruslans Kritik richtet sich gegen eine Projektlogik, die viel Geld mobilisiert, aber wenig darüber spricht, *„ob es etwas gebracht hat“*. Er fordert deshalb, *„out of the box“* zu denken, neue Formate auszuprobieren und ehrlich auszuwerten, ob sie etwas bewirken. Damit formuliert er eine zivilgesellschaftliche Zukunftsperspektive, die auf die konkrete Gestaltung sozialer Begegnung gerichtet ist. Entscheidend ist für ihn nicht die gute Absicht eines Projekts, sondern ob Räume entstehen, in denen Menschen gemeinsam handeln und auch widersprüchliche Positionen aushalten können. Zukunft wird hier zur Frage danach, welche sozialen Bedingungen geschaffen werden können, damit Begegnung trotz bestehender Konflikte möglich bleibt.

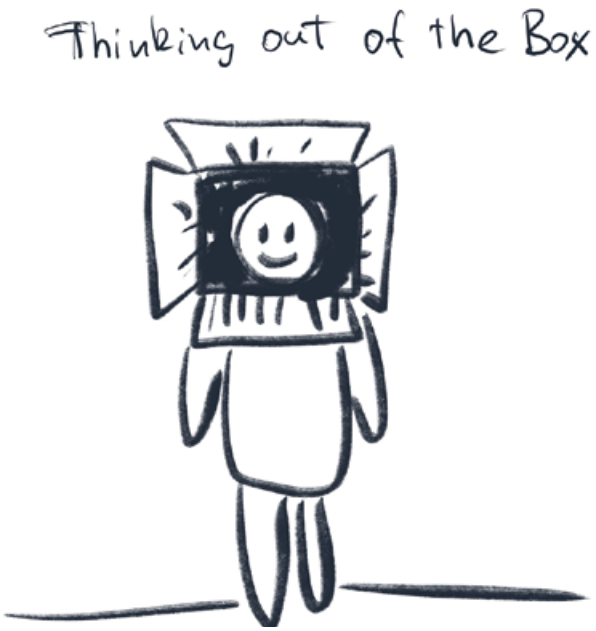


Abb 10: Aus der Komfortzone heraustreten und auch mal etwas Neues wagen: diesen Mut wünscht sich Ruslan von der Zivilgesellschaft und ihren Fördereinrichtungen.

Regina, deren Erfahrung des Verlusts biografischer Sicherheit bereits in Kapitel 4.1 sichtbar wurde, zeigt zugleich, wie stark dieser Verlust die Möglichkeit begrenzt, Zukunft überhaupt zu planen. In ihrer Lebensgeschichte verdichten sich Kriegserfahrung, plötzliche Flucht, Verlust des Zuhauses, Sorge um Angehörige und die Mühe des beruflichen Neuanfangs. Sie beschreibt, dass es im Moment kaum möglich sei, richtige Pläne zu schmieden. Jeder Morgen könne mit Nachrichten über Beschuss in der Stadt beginnen, in der ihre Familie lebt. Wenn die Mutter nicht ans Telefon geht, verschiebt sich die Frage nach Zukunft sofort in akute Angst. Unter solchen Bedingungen bleibt Planbarkeit brüchig.

Regina macht zugleich deutlich, dass Flucht eine andere Form des Gehens ist als eine vorbereitete Migration. Sie kontrastiert ihre Situation mit Menschen, die über Jahre einen Umzug geplant, die Sprache gelernt, Papiere organisiert und Eigentum verkauft haben:

> „Wenn du zu Hause einen Haufen, eine Unmenge deiner geliebten Kleinigkeiten auf den Regalen hast, irgendwelche Kleinigkeiten, und du verstehst, dass du das nicht mitnehmen wirst, dass du dich von etwas Größerem als einem Haus trennst, dass du dich von deiner Vergangenheit trennst, von einer Geschichte, von Gefühlen, ja, vom Leben."

Der Neuanfang in Deutschland ist daher kein glatter Übergang, sondern ein schmerzhafter Bruch. Sie spricht davon, zunächst gegen eine *„Wand“*, *„glühende Kohlen“* und *„Glas“* geworfen zu werden, bevor überhaupt ein neues Leben beginnen könne.

Ihre Zukunftsvorstellung ist entsprechend bescheiden und gerade deshalb eindringlich. Sie möchte als Psychologin arbeiten, Urlaub mit den Kindern planen, Bekannte am Wochenende treffen – kurz: *„Ich möchte ein normales Leben, ein ganz normales, im Grunde so, wie es zu Hause war, ja, nur jetzt in einem anderen Land“*. Zukunft bedeutet hier nicht Aufstieg, Selbstverwirklichung oder große gesellschaftliche Gestaltung, sondern die Rückgewinnung alltäglicher Normalität, die Krieg und Flucht zerstört haben. Reginas Fall zeigt damit eine besonders elementare Form von Zukunftsfähigkeit: die Hoffnung, wieder über das eigene Leben verfügen und einen zumindest in Teilen planbaren Alltag herstellen zu können.

Alexandra eröffnet eine Perspektive auf Zukunft als Bewahrung von Verständigungsmöglichkeiten. Sie ist 39 Jahre alt, in Deutschland geboren, in einer deutsch-russischen Familie aufgewachsen und arbeitet als Russischlehrerin. Mit Beginn des Kriegs geriet ihre Beziehung zur russischen Sprache ins Wanken. Russisch war für sie Familien-, Bildungs- und Kultursprache, wurde nun aber von Bildern des Kriegs, staatlicher Propaganda und politischer Gewalt überlagert. Nach der Elternzeit fragte sie sich, wie sie überhaupt als Russischlehrerin in die Schule zurückkehren könne und welche Zukunft dieses Fach noch habe.

Ihre Suche führt jedoch nicht zur Abkehr von der Sprache. Ein russischsprachiger YouTuber, der vor der Mobilisierung flieht und seine eigene Migration dokumentiert, gibt ihr wieder einen Zugang zur Sprache. Sie erkennt, dass die Liebe zur Sprache und das Interesse an ihr nicht identisch sind mit dem, was politisch im Namen Russlands geschieht. Zugleich wird die Frage im schulischen Kontext gemeinsam mit Kolleg:innen bearbeitet: Wie kann man Russisch unterrichten, wenn Krieg ist? Wie kann man den Krieg thematisieren, ohne den Unterricht von ihm verschlingen zu lassen? In einem Seminar bleibt ihr ein Satz besonders in Erinnerung:

> „Eines Tages, keiner weiß genau wann, aber eines Tages wird es Frieden geben. Und dann brauchen wir Menschen, die die jeweils andere Sprache sprechen, und die bereit sind, wieder Brücken zu bauen.“

Damit wird Sprache bei Alexandra zu einer Zukunftsressource. Sie steht nicht nur für Herkunft oder politische Belastung, sondern bewahrt die Möglichkeit späterer Verständigung. Weiter zu unterrichten und sprachliche Kompetenzen zu vermitteln bedeutet für sie deshalb auch, Voraussetzungen für Beziehungen offenzuhalten, die gegenwärtig durch den Krieg beschädigt oder unterbrochen sind.

Einen deutlich längeren Zeithorizont eröffnet Elisaweta. Sie ist Anfang 40, lebt seit mehr als zwanzig Jahren in Deutschland und verfolgt die Entwicklungen in Russland aus der Distanz. Angesichts des Kriegs und der tiefen gesellschaftlichen Entfremdung richtet sie ihre Hoffnung weniger auf eine kurzfristige Veränderung als auf kommende Generationen. Sie beschreibt ein

> „Pendel der Geschichte, das immer zwischen Krieg und Frieden hin und her schwingt. Und unsere Aufgabe besteht nicht darin, dieses Pendel stillzuhalten, sondern es zu bremsen, damit es nicht zu weit in Richtung Krieg und Diktatur ausschlägt. Ich denke, dass man diese Arbeit nicht sehen kann, dass man die Ergebnisse nicht festhalten kann, aber diese Arbeit muss getan werden, und wenn wir sie nicht täten, dann würde sich alles nur verschlechtern."

Zukunft wird damit in einen Zeitraum verlagert, der über die eigene unmittelbare Handlungsmacht hinausweist. Die gegenwärtigen Konflikte erscheinen nicht kurzfristig lösbar; die Möglichkeit eines anderen Zusammenlebens bleibt dennoch denkbar, weil gesellschaftliche Veränderung über Generationen hinweg möglich erscheint. Elisawetas Zukunftsvorstellung verbindet damit die Anerkennung gegenwärtiger Grenzen mit der Hoffnung auf langfristigen Wandel.

Während Elisaweta Handlungsfähigkeit in einen generationenübergreifenden Zeithorizont verlagert, richtet Dmitri den Blick auf die unmittelbare Gegenwart. Dmitri ist 48 Jahre alt, stammt aus Russland und lebt seit 2006 in Deutschland. Auf die Frage, was er selbst tun könne, antwortet er nicht mit großen politischen Entwürfen, sondern mit einer Ethik des „kleinen Aktivismus": sich informieren, Petitionen unterschreiben, an Demonstrationen teilnehmen und im eigenen Umfeld Position beziehen. Seine Antwort ist nicht heroisch, sondern praktisch. Gerade weil die großen politischen Entwicklungen außerhalb seines Einflusses liegen, gewinnt das begrenzte eigene Handeln an Bedeutung. Der „kleine Aktivismus" wird so zu einer Praxis gegen Resignation, er ist *„eine andere Möglich-*



Abb. 11: Die eigene Macht nicht überschätzen, aber auch nicht in Ohnmacht erstarren – einige Forschungspartner:innen erkannten sich in Dmitris „Ethik des kleinen Aktivismus“ wieder. Jemand verglich seine Strategie mit der eines Opossums.

keit, etwas zu machen, um diese Welt, die mir wichtig ist, irgendwie aufrecht zu erhalten“. Zukunft offen zu halten bedeutet für Dmitri nicht, ihren Ausgang kontrollieren zu können, sondern im eigenen Handlungsspielraum nicht vollständig auf Wirksamkeit zu verzichten.

Elisaweta und Dmitri markieren damit zwei unterschiedliche Temporalitäten des Umgangs mit einer ungewissen Zukunft. Während Elisaweta Veränderung langfristig und generationenübergreifend denkt, sucht Dmitri Handlungsmöglichkeiten im Hier und Jetzt. Gemeinsam ist beiden, dass sie die Erfahrung begrenzter Einflussmöglichkeiten nicht mit vollständiger Ohnmacht gleichsetzen. Zukunft bleibt vorstellbar, indem entweder die zeitliche Perspektive erweitert oder der eigene Handlungsspielraum bewusst verkleinert wird.

Die Fälle zeigen: Wo größere politische und biografische Zukünfte unsicher oder kaum beeinflussbar erscheinen, verschiebt sich Zukunft in den Bereich des konkret Gestaltbaren. Auffällig ist zugleich, dass über die Zukunft der Ukraine selbst vergleichsweise wenig konkret gesprochen wird. Sie erscheint vor allem als Ort der Sorge, des Kampfes, der Angehörigen und der Verantwortung, weit

weniger als klar formulierbarer Zukunftsraum. Unter den Bedingungen des fortdauernden Kriegs bleibt die größere politische Zukunft damit vielfach unbestimmt, während im eigenen Alltag zumindest begrenzte Zukunftsfähigkeit wiedergewonnen werden kann.

Darin zeigt sich eine zukunftsbezogene Dimension des Alltagsfriedens. Er besteht nicht nur darin, gegenwärtige Konflikte auszuhalten oder zu begrenzen, sondern auch darin, unter Bedingungen weitreichender Unsicherheit Zukunftsfähigkeit herzustellen. Dies geschieht in kleinen, konkret gestaltbaren Schritten – etwa durch Sprache und Bildung, Arbeit, gegenseitige Hilfe, soziale Begegnungsräume, kulturelle Praxis oder begrenztes gesellschaftliches Engagement. Solche Praktiken lösen die großen politischen Unsicherheiten nicht auf, halten aber Handlungsmöglichkeiten und die Vorstellung eines anderen Zusammenlebens offen.

4.6 SOLIDARITÄT: FÜREINANDER DA SEIN

Während Toleranz vor allem die Frage betrifft, wie Menschen mit Differenzen umgehen und Beziehungen trotz unterschiedlicher Positionierungen aufrechterhalten, richtet sich der Blick im Folgenden auf Situationen, in denen daraus konkretes Handeln für andere entsteht. Solidarität erscheint im Material weniger als abstraktes politisches Bekenntnis, denn als praktische Form des Füreinander-Daseins: Menschen hören zu, organisieren Unterkunft und Weiterreise, schaffen Gesprächsräume oder stellen soziale und religiöse Gemeinschaften als Orte der Unterstützung zur Verfügung.

Gerade im Kontext des Ukrainekriegs ist dieses Füreinander-Handeln jedoch voraussetzungsvoll. Wer wem helfen kann, von wem Hilfe angenommen wird und welche Formen der Unterstützung als angemessen wahrgenommen werden, ist von Misstrauen, politischen Positionierungen und der asymmetrischen Betroffenheit durch den Krieg geprägt. Solidarität hebt diese Unterschiede nicht auf. Die folgenden Fälle zeigen vielmehr, unter welchen Bedingungen sie dennoch in konkrete Praxis übersetzt werden kann – und wo ihre Grenzen liegen

Daryas Erzählung verweist auf eine Voraussetzung von Solidarität, die konkreter Hilfe noch vorausgeht: die Bereitschaft, die fortdauernde Betroffenheit ande-

rer wahrzunehmen und anzuerkennen. Darya ist 26 Jahre alt, kam kurz vor der Corona-Pandemie aus der Ukraine nach Deutschland und engagiert sich seit Beginn der russischen Vollinvasion in ukrainischen Netzwerken und Unterstützungsinitiativen. Für sie ist schmerzhaft spürbar, wie sehr der Krieg im deutschen Alltag an Aufmerksamkeit verliert, während er für Betroffene weiterhin täglich präsent ist. Wenn sie im Kollegenkreis darauf hinweist, dass ein deutscher Lebensmittelkonzern weiterhin in Russland aktiv ist und aus ihrer Sicht problematische Verbindungen bestehen, erlebt sie keine ernsthafte Auseinandersetzung, sondern Ermüdung und Abwehr. Sie ist darüber enttäuscht: *„Wenn schon keine Unterstützung, dann doch bitte mindestens etwas Verständnis. So hat man das Gefühl: Du nervst mit deinen Kriegsgeschichten“*.

Diese Szene zeigt, dass Solidarität nicht erst bei materieller Hilfe beginnt. Sie beginnt auch bei der Bereitschaft, Betroffenen zuzuhören. So kritisiert sie auch einen westlichen *„Zwang zum Frieden“*, der aus ihrer Sicht die Realität des Kriegs verkennt. Besonders deutlich wird dies in ihrer Erinnerung an eine Veranstaltung in Berlin zu Beginn der Kriegs, bei der ein Kind mit ukrainischer und ein Kind mit russischer Flagge auf der Bühne dazu animiert wurden, sich zu umarmen. Was als Friedenssymbol gemeint war, wirkte auf Darya als Zumutung und Verkennung der Asymmetrie des Kriegs.

Darya geht es nicht darum, dass Menschen ihre politischen Positionen vollständig teilen müssen. Entscheidend ist vielmehr, dass die Erfahrung des Kriegs nicht als störende Wiederholung abgetan oder durch vorschnelle Versöhnungssymbole überdeckt wird. Die von ihr kritisierte Inszenierung der Umarmung zeigt zugleich eine Grenze von Solidarität: Wo unterschiedliche Verantwortlichkeiten und Betroffenheiten symbolisch eingeebnet werden, kann eine gut gemeinte Geste gerade bei den Betroffenen Entfremdung hervorrufen.

Innas bereits im Zusammenhang mit Sicherheit beschriebener Umgang mit den Folgen des Kriegs erhält unter dem Gesichtspunkt der Solidarität eine weitere Bedeutung. Sie kennt die Herausforderungen des Ankommens aus eigener Erfahrung. Kurz nach Beginn der russischen Vollinvasion wird sie Teil einer informellen Hilfsaktion für mehrere aus der Ukraine ankommende Familien. Über Freunde, soziale Medien und persönliche Kontakte werden innerhalb kürzester Zeit Unterkünfte organisiert; schließlich werden fünf Frauen mit jeweils zwei Kindern am Bahnhof empfangen und in Familien untergebracht.

Anders als bei Darya, für die zunächst die Anerkennung unterschiedlicher Betroffenheit im Vordergrund steht, wird Solidarität bei Inna unmittelbar in praktische Hilfe übersetzt. Herkunft bleibt dabei präsent, wird aber nicht handlungsleitend: Russ:innen, Deutsche und andere Menschen aus dem postsowjetischen Umfeld helfen gemeinsam. Auch das anfängliche Misstrauen der ukrainischen Familien verschwindet nicht einfach, verhindert die Hilfe jedoch nicht. Solidarität besteht hier gerade darin, dass unter dem Druck einer konkreten Notsituation gehandelt wird, bevor Zugehörigkeiten und politische Positionierungen vollständig geklärt sind.

Karinas Erzählung verschärft diese Konstellation, weil die Hilfe hier ausgerechnet auf dem Territorium des Aggressors Russland geleistet wird. Karina ist Ende 50, lebt seit 1996 in Deutschland und arbeitet im sozialen Bereich mit Menschen, die Flucht und biografische Umbrüche erlebt haben. Sie berichtet von ukrainischen Geflüchteten, die aus der Ostukraine über russisches Gebiet ausreisen mussten. Für diese Menschen war der Weg mit Angst, Misstrauen und scharfen Kontrollen verbunden. Umso prägender war die Erfahrung, dass nach den Kontrollen auf russischem Gebiet dort *"tatsächlich Menschen waren, die geholfen haben"*: Freiwillige Helfer:innen organisierten unabhängig von staatlichen Stellen und aus eigener Initiative Transport, Unterkunft, Kleidung, Nahrung, Geld und schließlich auch die Weiterreise nach Europa.

Karinas Fall erweitert damit den bei Inna sichtbaren Befund. Solidarisches Handeln kann staatliche und nationale Konfliktgrenzen punktuell überschreiten, ohne die politische Asymmetrie des Kriegs aufzuheben. Die freiwilligen Helfer:innen verändern weder die Rolle Russlands als Aggressor noch das Misstrauen der Geflüchteten; sie nutzen jedoch ihre begrenzten Handlungsmöglichkeiten, um deren konkrete Situation zu verbessern. Solidarität zeigt sich hier gerade in der Differenz zwischen staatlichem Handeln und individuellem Handeln.

Während Inna und Karina Solidarität als konkrete Hilfe in einer akuten Situation beschreiben, verschiebt Vera den Blick auf einen längerfristigen sozialen Raum. Vera ist 62 Jahre alt, kam in den 1990er Jahren nach Deutschland und war über Arbeit und privates Umfeld lange mit Menschen in Kontakt, die Migration und Flucht erlebt haben. Nach Beginn des Kriegs gründete sie mit anderen eine Gruppe, in der ukrainisch(sprachig)e und russisch(sprachig)e Menschen regelmäßig über den Krieg und seine Folgen sprechen. Ausgangspunkt war die gemeinsame Traumatisierung und das Bedürfnis, überhaupt Worte für das Geschehen

zu finden. In dieser Gruppe haben traurige Geschichten Platz, aber auch neue Projekte und gemeinsame Aktivitäten. Und für Vera *„fühlt sich [das] so gut an."*.

Vera deutet diese Gruppe als Plattform, auf der Menschen sehen können, dass *„unter den anderen Menschen auch Menschen sind"*. Solidarität wird hier nicht primär als Hilfeleistung für andere praktiziert, sondern als Herstellung eines sozialen Raums, in dem unterschiedliche Erfahrungen nebeneinander bestehen können. Voraussetzung dafür ist gerade nicht die Behauptung gleicher Betroffenheit. Die Gruppe ermöglicht vielmehr wechselseitige Wahrnehmung trotz unterschiedlicher Positionierungen und Erfahrungen.

Zhanna, deren Erfahrungen bereits im Zusammenhang mit den Grenzen von Toleranz eine Rolle spielten, macht zugleich deutlich, dass auch praktische Solidarität fragil bleibt. Ihr Engagement in Hilfs-, Beratungs- und Kulturangeboten für ukrainische Geflüchtete zeigt zunächst, dass gemeinsames Handeln über unterschiedliche Zugehörigkeiten hinweg möglich ist. Zugleich beobachtet sie, dass mit der Zeit Erschöpfung, Konflikte und ältere Deutungsmuster hervortreten. Zhanna berichtet von Konfliktsituationen zwischen Menschen, die sich zunächst solidarisch zeigten:

> „Aber mit der Zeit zeigt sich der Mensch so, wie er ist. Und in Konfliktsituationen habe ich noch nie erlebt, dass ich nicht gehört hätte: ‚Ach, ihr verdammten Ukrainer, ihr seid selbst schuld.' [...] Und ja, letztendlich scheitert genau daran alles."

Zhannas Fall bezeichnet damit nicht einfach erneut eine Grenze von Toleranz. Er zeigt spezifischer, dass gemeinsames Handeln allein noch keine tragfähige solidarische Beziehung garantiert. Hilfe und Kooperation können bestehen, während abwertende Deutungsmuster latent fortwirken und in Konfliktsituationen erneut hervortreten. Solidarität bleibt deshalb brüchig, wenn Verantwortung, Gewalt und asymmetrische Betroffenheit im gemeinsamen Handeln ausgeblendet werden.

Olegs bereits im Zusammenhang mit Identität beschriebene Erfahrung kollektiver Zuschreibung erhält mit Blick auf Solidarität eine andere Bedeutung. Die russisch-orthodoxe Kirchengemeinde, die von außen aufgrund ihrer institutionellen Verbindung zum Moskauer Patriarchat primär politisch wahrgenommen wird, erlebt er selbst vor allem als sozialen und spirituellen Raum:

> „Meine Kirchgemeinde ist für mich ein Ort, wo das alles ein bisschen anders ist. Man geht dorthin zum Beten, man spricht dort nicht über Politik. Als der Krieg begann, standen Russen und Ukrainer in unserer Gemeinde nebeneinander, haben geweint und gebetet. Und das ist eigentlich immer noch so. Viele wollen das vielleicht gar nicht wahrhaben, aber es ist so. Natürlich geht man behutsam miteinander um. Wie gesagt: Die Kirche ist kein Ort, an dem Politik gemacht wird. Dafür gibt es in Deutschland manchmal wenig Verständnis."

Die Gemeinde erscheint damit nicht als Ort expliziter politischer Solidarität, sondern als soziale Infrastruktur von Trost, Routine und gemeinsamer Praxis. Dass dort Russ:innen und Ukrainer:innen nebeneinander beten, weinen, oder ihre Kinder an gemeinsamen Angeboten teilnehmen, hebt weder politische Differenzen noch die problematischen institutionellen Verbindungen der Kirche auf. Der Fall zeigt vielmehr eine weitere Form solidarischer Praxis: soziale Räume aufrechtzuerhalten, in denen gemeinsame Tätigkeiten möglich bleiben, ohne politische Einigkeit vorauszusetzen.

Über die Fälle hinweg zeigt sich Solidarität als konkrete, begrenzte und häufig unspektakuläre Form des Füreinander-Daseins. Sie reicht von der Anerkennung unterschiedlicher Betroffenheit über spontane und organisierte Hilfe bis zur Schaffung von Gesprächs- und Gemeinschaftsräumen. Anders als Toleranz bezeichnet Solidarität damit nicht primär den Umgang mit Differenz, sondern die Bereitschaft, trotz dieser Differenz für andere tätig zu werden. Dabei können Menschen einander zeitweise nicht vorrangig als Angehörige nationaler Konfliktgruppen, sondern etwa als Helfende, Nachbarn, Kolleg:innen oder Mitglieder einer gemeinsamen sozialen Praxis begegnen. Darin zeigt sich eine praktische Dimension des Alltagsfriedens: Solidarisches Handeln kann Beziehungen und Kooperation trotz fortbestehender Unterschiede ermöglichen, ohne Misstrauen, politische Asymmetrien oder unterschiedliche Verantwortlichkeiten aufzuheben.

4.7 WAS BEDEUTET FÜR MICH FRIEDEN?

Dieses abschließende Themenfeld unterscheidet sich von den vorangegangenen insofern, als die Befragten hier selbst explizit danach gefragt wurden, was Frieden für sie bedeutet. In ihren Antworten kehren viele der zuvor sichtbaren Erfahrungen von Sicherheit, Zugehörigkeit, Toleranz, Zukunft und Solidarität wieder und werden zu persönlichen Friedensvorstellungen verdichtet.

Die Frage, was Frieden bedeutet, führt nicht zu einer einheitlichen Definition. Vielmehr zeigt das Material, dass Frieden für ukrainische und russisch(sprachig)e Migrant:innen in Deutschland zugleich politisch, körperlich, sozial, moralisch und sehr persönlich verstanden wird. Viele Befragte sprechen über Frieden nicht als abstrakten Zustand internationaler Ordnung, sondern über konkrete Erfahrungen: keine Bomben, keine schlechten Nachrichten, Sicherheit auf der Straße, ehrliche Gespräche, Rücksichtnahme, Familienzusammenhalt, ein Moment der Ruhe, die Möglichkeit, einfach zu leben. Gerade dadurch wird sichtbar, wie stark der Krieg das Nachdenken über Frieden verändert. Frieden erscheint nicht mehr als selbstverständliche Hintergrundbedingung des Alltags, sondern als etwas Fragiles, Verletzliches und lokal Erfahrbares.

Zugleich zeigt das Material eine bemerkenswerte Gemeinsamkeit über Herkunftsgrenzen hinweg. Unabhängig davon, ob die Befragten aus der Ukraine, aus Russland oder aus russischsprachigen postsowjetischen Kontexten stammen, verbinden sie Frieden mit Sicherheit, Gesprächsfähigkeit, gegenseitiger Unterstützung und der Möglichkeit, ohne Angst verschieden sein zu können. Unterschiede zeigen sich jedoch in der Gewichtung. Befragte aus der Ukraine, insbesondere Geflüchtete aus Kriegsregionen, betonen stärker die körperliche und existenzielle Dimension: Frieden heißt, morgens aufzuwachen, ohne Sirenen, ohne Todesnachrichten, ohne Angst um Familie, Haus oder Heimatstadt. Befragte aus Russland oder aus länger in Deutschland lebenden russischsprachigen Communities sprechen häufiger über moralische, soziale und politische Bedingungen von Frieden: Ehrlichkeit, Verantwortung, Ambiguitätstoleranz, Pazifismus, Dialog und die Frage, wie man mit einem imperialen Herkunftskontext leben kann.

Yulias Erzählung zeigt, dass Frieden für einige Interviewte nicht mit Harmonie gleichzusetzen ist. Sie ist 41 Jahre alt, kam 2004 mit ihren Eltern aus Russland nach Deutschland und engagiert sich heute in der Menschenrechtsarbeit. Wenn

sie über friedliches Zusammenleben spricht, fragt sie zunächst: mit wem? Für sie ist Frieden nicht die Pflicht, mit allen Menschen in Beziehung zu bleiben oder jede Kooperation aufrechtzuerhalten. Friedliches Zusammenleben setzt vielmehr Ehrlichkeit voraus:

> „Mir scheint, Probleme entstehen dann, wenn eine der Seiten ihre Absichten nicht ehrlich darlegt. Das heißt, man hat die einen Absichten, gibt aber andere an, und dann fangen die Probleme an. Und dann... Friedliches Zusammenleben ist nur solange möglich, wie alle ehrlich zueinander bleiben und ihre Bedürfnisse, Erwartungen, Arbeitsweisen, Interaktionsformen und Grenzen ehrlich darlegen."

Damit verschiebt Yulia den Friedensbegriff von äußerer Konfliktfreiheit zu kommunikativer Integrität. Frieden bedeutet nicht, dass keine Spannungen existieren. Er bedeutet, dass Konflikte in einem Raum ehrlicher Verständigung bearbeitbar bleiben. Diese Perspektive verweist auf eine zentrale Dimension des Alltagsfriedens: Friedliche Beziehungen entstehen nicht durch die Abwesenheit von Differenz, sondern durch Regeln der Interaktion, die Vertrauen ermöglichen. Gleichzeitig erweitert Yulia den Friedensbegriff um soziale Gerechtigkeit. Sie kann Frieden nicht empfinden, wenn sie unmittelbar mit extremer Ungleichheit konfrontiert ist – etwa wenn Menschen sich im Urlaub in einem abgeschirmten Hotel erholen, während Kinder hinter einem Zaun in Pappkartons leben. Frieden ist für sie daher nicht bloß privates Wohlbefinden, sondern eine moralische Erfahrung, die durch sichtbare Ungleichheit und Gewalt unterbrochen wird.

Ekaterina beschreibt Frieden aus der Erfahrung der Gleichzeitigkeit von Normalität und Katastrophe. Sie ist 52 Jahre alt, verließ Russland 2017 und lebt heute als deutsche Staatsbürgerin in Deutschland. Zu Beginn des Kriegs ging sie durch deutsche Straßen und sah Menschen in Cafés sitzen, Bier und Wein trinken, lachen und den Alltag genießen. Dieses Bild wurde für sie zur Verkörperung friedlichen Lebens. Zugleich empfand sie es als schmerzhaften Kontrast: Während hier Menschen in der Sonne sitzen, bricht an einem anderen Ort das Leben von Menschen zusammen. Sie selbst steht zwischen diesen Wirklichkeiten – körperlich in Deutschland, gedanklich bei einem Krieg, den ihr Herkunftsland gegen ein anderes Land führt.

Frieden erscheint in dieser Erzählung als Bild des ungestörten Alltags, aber auch als etwas zutiefst Vorübergehendes. Menschen sitzen im Café, weil gerade hier

keine Bomben fallen; an einem anderen Ort kann derselbe Alltag in einer Sekunde zerstört werden. Ekaterina zieht daraus eine skeptische Schlussfolgerung:

> „Insgesamt ist Frieden für mich derzeit etwas Vorübergehendes, das in einem einzelnen Land zu einem bestimmten Zeitpunkt herrschen kann. Es ist nicht etwas, das irgendwann einmal auf der ganzen Welt, auf der ganzen Erde, herrschen wird. Es ist etwas, das sich innerhalb einer Minute ändern kann, etwas, wonach alle streben, das aber niemand jemals erreichen wird. [...] Frieden ist ein Ideal, das wir niemals erreichen werden."

Sie erinnert daran, dass auch ihre eigene Kindheit in der Sowjetunion nur scheinbar friedlich war. Für sie als Kind mochte Frieden geherrscht haben, während andere nach Afghanistan geschickt wurden; später gab es Tschetschenien, Syrien und andere Kriege. Frieden ist in dieser Perspektive immer subjektiv und abhängig davon, wo man selbst gerade steht und wohin man schaut. Gerade dadurch macht Ekaterinas Erzählung die Fragilität von Frieden sichtbar, denn friedliches Leben ist real, aber es ist nie vollständig von den Gewaltverhältnissen der Welt getrennt.



Abb. 12: Ungestörter Alltag, zugleich zutiefst vergänglich – Ekaterinas Vorstellung von Frieden beim Betrachten fröhlicher Menschen im Café berührte viele unserer Forschungspartner:innen.

Raisa lenkt den Blick auf Frieden im familiären Bereich. Sie ist Anfang 50, wurde in Georgien geboren, wuchs russischsprachig auf und kam 2022 mit ihrer Familie aus Russland nach Deutschland. Ihr Mann stammt aus der Ukraine; seine Eltern leben im besetzten Teil des Landes und vertreten eine pro-russische Haltung. Raisas Mutter lebt weiterhin in Russland, lehnt Putin und die Diktatur aber stark ab. Trotz dieser politischen Gegensätze hält sie Kontakt zu den Eltern ihres Schwiegersohns. Sie ruft an, fragt, wie es ihnen geht, macht sich Sorgen um ihre Gesundheit und ihr Überleben:

> „Die Eltern meines Mannes und meine Mutter. Sie sind alle sehr alt. Und die Fragen, wie es ihnen geht, wie sie überleben, ob sie überhaupt noch genug Kraft für alles haben, sind für sie viel wichtiger als ihre Haltung gegenüber Putin. Das ist eine gemeinsame Sprache. Das ist Mitgefühl, der Wunsch nach Gutem, nach Gesundheit – das ist für Menschen wichtiger."

Diese Familiengeschichte zeigt Frieden als Beziehungspraxis, die nicht voraussetzt, dass politische Differenzen verschwinden. Raisa beschreibt keinen naiven Familienfrieden. Gespräche über den Krieg bleiben schwierig oder aus Sicher-



Abb. 13: Frieden bedeutet für viele unserer Forschungspartner:innen, Bedingungen zu schaffen und zu bewahren, unter denen Menschen trotz Verletzungen, Verlusten und Differenzen weiter gut miteinander leben können.

heitsgründen begrenzt. Dennoch wird der Mensch hinter der Position nicht aufgegeben. Alle Beteiligten sind alt und ihre Verletzlichkeit wird wichtiger als ihre politische Haltung. Frieden bedeutet hier, den Kontakt nicht von politischer Übereinstimmung abhängig zu machen. Die gemeinsame Sprache ist nicht Ideologie, sondern Mitgefühl.

Dmitri formuliert Frieden als *„Ambiguitätstoleranz“*, Rücksicht und Sicherheit. Er ist 48 Jahre alt, stammt aus Russland und lebt seit 2006 in Deutschland. Durch seine Arbeit, Kontakte in die Ukraine und Erfahrungen als Teil einer queeren Familie denkt er Frieden nicht nur im Verhältnis von Russland und Ukraine, sondern auch als Bedingung pluraler Gesellschaften. Für ihn beginnt Frieden dort, wo Menschen aushalten können, etwas nicht sofort zu verstehen, und andere nicht vorschnell verurteilen. Er bezieht diese Forderung ausdrücklich auch auf sich selbst. Frieden verlangt Geduld, Selbstkritik und die Bereitschaft, zunächst zu verstehen, warum jemand so handelt, aussieht, spricht oder lebt, wie er oder sie es tut.

Dmitri verbindet diese Haltung mit sehr alltäglichen Beobachtungen. Rücksichtslosigkeit im öffentlichen Raum – etwa Menschen, die im vollen Bus ihren Rucksack nicht abnehmen – wird für ihn zum kleinen Symptom einer größeren sozialen Unaufmerksamkeit. Frieden bedeutet in diesem Sinn auch Höflichkeit und Rücksicht: die Fähigkeit, Platz für andere zu lassen und sie nicht durch eigenes Verhalten auszuschließen. Zugleich ist Frieden für ihn Sicherheit. Er möchte abends auf die Straße gehen können, ohne Angst vor Angriffen, Beschimpfungen oder Ausgrenzung zu haben – unabhängig davon, wie jemand aussieht, welche Hautfarbe, Herkunft oder Lebensweise jemand hat. Frieden ist für ihn somit vor allem sozialer Frieden mit bestimmten Minimalbedingungen im gegenseitigen Umgang:

> „[...] sozialer Frieden, also dass die verschiedenen Gruppen, Gruppierungen und Strömungen miteinander klarkommen und sich nicht bekriegen. Wir müssen uns ja nicht unbedingt in die Arme fallen, aber wir sollten und dürfen uns nicht bekriegen. Deswegen bitte die Axt in der Küche lassen.“

Georgis Erzählung steht in Spannung zu vielen anderen Perspektiven. Er ist 43 Jahre alt, stammt aus Russland, lebt mit seiner Familie in Deutschland und engagiert sich in Friedens- und Versöhnungsarbeit. Als Theologe vertritt er ein christ-

lich-pazifistisches Verständnis von Frieden. Für ihn bedeutet Frieden zunächst das Ende von Bomben, Raketen, Blutvergießen und Leid. Die Vorstellung eines „gerechten Friedens" lehnt er ab. Jeder Frieden sei ungerecht, weil er auf Kompromiss beruhe. In dieser Perspektive hat der Gewaltverzicht Vorrang:

> „Frieden ist, wenn es keine Bomben und Raketen gibt. Das ist Frieden. Punkt. Ich glaube nicht an einen gerechten Frieden, es gibt kein würdiges Ende eines Konflikts. Nichts davon wird eintreten. Das ist alles nur ein Vorwand, um ein weiteres Jahr Krieg zu führen. Davon bin ich einfach überzeugt. All das ist enttäuschend und frustrierend, jeder braucht seine Wahrheit. [...] Es reicht. Keine Rache, keine Ressentiments, das ist alles unnötig. Man muss tun, was beim Propheten Jesaja geschrieben steht: Ihr lebt in der Verbannung – zieht Kinder groß, baut ein Haus, legt einen Garten an, kümmert euch um eure Angelegenheiten. Das ist mein Standpunkt, das ist christlicher Pazifismus."

Analytisch ist Georgis Position wichtig, weil sie eine im Material vorhandene, aber konflikthafte Friedenssemantik sichtbar macht. Für viele ukrainische Interviewte kann ein solcher Pazifismus wie eine Zumutung wirken, weil er die Asymmetrie von Angriff und Verteidigung zu überdecken scheint. Georgi selbst weiß, dass seine Haltung unbequem ist und sowohl Russ:innen als auch Ukrainer:innen enttäuschen kann. Er erkennt an, dass die ukrainische Armee faktisch die einzige Kraft ist, die gegen Putin kämpft, zieht daraus aber nicht die Schlussfolgerung, dass der Krieg weitergeführt werden sollte. Seine Friedensvorstellung ist religiös, existenziell und wird hier als radikale Absage an Gewalt formuliert – aber gerade deshalb bleibt diese Position im Kontext des russischen Angriffskriegs hoch umstritten.

Svetlanas Erzählung macht besonders deutlich, warum Frieden für ukrainische Geflüchtete oft nicht zuerst als politisches Konzept erscheint, sondern als elementare Lebenserfahrung. Sie ist 50 Jahre alt und floh 2022 aus der Ostukraine nach Deutschland. Enge Angehörige leben weiterhin nahe der Front. Wenn sie über Frieden spricht, beginnt sie mit der skeptischen Bemerkung einer anderen Ukrainerin: Pazifist:innen seien Menschen, die nicht wissen, was Krieg ist; die Ukraine verteidige sie, damit sie pazifistisch bleiben könnten. Diese Bemerkung markiert eine deutliche Grenze gegenüber abstrakten Friedenspositionen, die die Erfahrung konkreter Gewalt nicht kennen.

Für Svetlana selbst liegt Frieden in einfachen Dingen. Frieden heißt, morgens aufzustehen und lachen zu können, die Sonne zu sehen und glücklich zu sein. Frieden heißt, keine schlechten Nachrichten von zuhause zu erhalten, nicht zu lesen, dass jemand gestorben, getötet oder ein Ort zerstört wurde. Materielle Dinge verlieren an Bedeutung und wichtiger wird:

> „Einfach leben, ja, einfach leben. Nicht immer diese schlimmen Gedanken haben, ein Buch lesen, das dir gefällt und nicht immer schlechte Nachrichten lesen müssen. Einfach das Leben genießen. Ich glaube, es sind die einfachen Dinge, die dich glücklich machen."

„Einfach leben" wird hier zu einer dichten Friedensdefinition. Sie steht nicht für Rückzug oder Gleichgültigkeit, sondern für das, was Krieg unmöglich macht: unbedrohte Gegenwart.

Über die Fälle hinweg zeigt sich Frieden im Diasporakontext nicht als einheitlicher normativer Begriff, sondern als biografisch und situativ geprägte Vorstellung. Er umfasst körperliche Sicherheit ebenso wie soziale Beziehungen, moralische Orientierung, Gesprächsfähigkeit, Rücksicht und die Möglichkeit, einen gewöhnlichen Alltag zu führen. Frieden ist dabei nicht mit Harmonie oder der Aufhebung politischer Differenzen gleichzusetzen; für einige Befragte setzt er gerade voraus, Grenzen klar zu benennen und unterschiedliche Betroffenheiten anzuerkennen. Die Friedensvorstellungen übersetzen damit große Fragen von Krieg und Frieden in konkrete Lebensbedingungen: sicher sein, sprechen und vertrauen können, Beziehungen aufrechterhalten, trauern und sich erholen können und einen Alltag führen, der nicht vollständig durch den Krieg bestimmt wird. Frieden erscheint so als Praxis des Zusammenlebens unter Bedingungen, in denen der Krieg geografisch abwesend und im Alltag zugleich beständig gegenwärtig ist.

4.8 ZWISCHENFAZIT: KONFLIKTTRANSPORTATION UND ALLTAGS-FRIEDEN IM DIASPORAKONTEXT

Die sieben Themenfelder zeigen in ihrer Gesamtheit, wie der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine in den Alltag ukrainischer und russisch(sprachig)er Menschen in Deutschland hineinwirkt und dort verändert wird. Der transportierte Konflikt führt nicht automatisch zu offenen Konfrontationen zwischen klar voneinander abgrenzbaren Gruppen. Er verändert vielmehr die Bedingungen, unter denen Menschen Sicherheit erfahren, Zugehörigkeit herstellen, Beziehungen führen, Vergangenheit deuten und Zukunft entwerfen. Herkunft und Sprache gewinnen neue politische und moralische Bedeutung, frühere Bindungen können brüchig werden, Vertrauen wird erschüttert und biografische Selbstverständlichkeiten gehen verloren. Die Ergebnisse stützen damit eine zentrale Annahme der Forschung zur Konflikttransportation: Konflikte werden in neuen sozialen und geografischen Kontexten nicht einfach reproduziert, sondern de- und re-territorialisiert, neu interpretiert und dabei mit Erfahrungen im jeweiligen Aufenthaltskontext verbunden (Féron & Baser 2023; Voytiv 2020).

Dabei verlaufen die entstehenden Konfliktlinien nicht ausschließlich zwischen national definierten Gruppen. Der Krieg verschärft zwar die Bedeutung von Herkunft, Sprache und nationaler Zugehörigkeit. Ob Beziehungen abbrechen, fortbestehen oder neu entstehen, hängt jedoch ebenso von biografischen Erfahrungen, politischen Positionierungen, konkreten sozialen Beziehungen und der Bereitschaft ab, unterschiedliche Betroffenheiten anzuerkennen. Gerade gemischte Familiengeschichten, mehrdeutige Zugehörigkeiten und gemeinsame soziale Räume zeigen, dass die Kategorien „ukrainisch“ und „russisch“ die Konfliktdynamiken im Alltag nur begrenzt erklären. Spannungen entstehen auch innerhalb ukrainischer oder russisch(sprachig)er sozialer Zusammenhänge; umgekehrt können Beziehungen über Herkunftsgrenzen hinweg fortbestehen oder neu entstehen. Konflikttransportation vollzieht sich vielmehr in relationalen und situativen Prozessen, in denen Zugehörigkeiten, Positionierungen und Beziehungen unter dem Eindruck des Kriegs neu geordnet und ausgehandelt werden.

Über die sieben Themenfelder hinweg treten zugleich wiederkehrende Umgangsweisen mit diesen Konflikten hervor. Menschen differenzieren zwischen Staat und Individuum, Sprache und politischer Loyalität oder Herkunft und per-

sönlicher Verantwortung. Sie setzen Grenzen oder ziehen sich zurück, wenn Positionen für sie nicht mehr akzeptabel sind, halten andere Beziehungen trotz Differenzen offen, hören zu, nehmen sich angesichts unterschiedlicher Betroffenheiten bewusst zurück oder leisten konkrete Hilfe. Sie schaffen Gesprächs- und Begegnungsräume, orientieren sich an gemeinsamen Aufgaben und suchen unter Bedingungen begrenzter politischer Einflussmöglichkeiten nach Handlungsmöglichkeiten im unmittelbar Gestaltbaren. Dieselben Praktiken können dabei in unterschiedlichen Zusammenhängen verschiedene Funktionen erfüllen. Differenzierung ermöglicht mehrdeutige Zugehörigkeit, kann Gespräch trotz politischer Gegensätze offenhalten oder praktische Hilfe über kollektive Zuschreibungen hinweg ermöglichen. Rückzug kann eine Beziehung beenden, zugleich aber auch vor Eskalation oder Überforderung schützen. Praktische Hilfe kann Misstrauen nicht vollständig beseitigen, aber konkrete Kooperation ermöglichen. Entscheidend ist daher weniger eine einzelne Praxis als die Frage, wie Menschen situativ mit den Auswirkungen des Kriegs auf ihre sozialen Beziehungen und ihre eigene Handlungsfähigkeit umgehen.

Der Alltag erscheint damit nicht nur als Raum der Konflikttransportation, sondern auch als Raum der Konfliktbegrenzung. Die beschriebenen Praktiken lösen die zugrunde liegenden politischen Konflikte nicht auf und beseitigen weder Verletzungen noch Misstrauen oder gegensätzliche Deutungen. Sie können jedoch dazu beitragen, dass diese Konflikte soziale Beziehungen nicht vollständig nach einer Freund-Feind-Logik ordnen. Darin liegt eine Verbindung zur Perspektive des *everyday peace* (Mac Ginty 2021; Mac Ginty & Firchow 2016): Friedliches Zusammenleben zeigt sich nicht notwendig in Harmonie, Konsens oder Versöhnung, sondern auch in alltäglichen und häufig unspektakulären Praktiken, durch die Menschen Beziehungen aufrechterhalten, Eskalation begrenzen, einander unterstützen und eigene Handlungsfähigkeit bewahren.

Diese Praktiken sind weder voraussetzungslos noch symmetrisch. Menschen, die vor dem russischen Angriffskrieg geflohen sind, die um Angehörige fürchten oder unmittelbare Gewalt erfahren haben, stehen unter anderen Voraussetzungen als russische oder russischsprachige Kriegsgegner in Deutschland. Zuhören, Zurückhaltung, Kontaktbereitschaft oder Dialog können deshalb nicht von allen Beteiligten in gleicher Weise erwartet werden. Auch die empirischen Beispiele zeigen klare Grenzen: Wo Gewalt gerechtfertigt, Verantwortung geleugnet oder das Leid der Betroffenen relativiert wird, können Beziehungen und gemeinsame Praxis abbrechen. Alltagsfrieden bezeichnet unter diesen Bedin-

gungen nicht die Neutralisierung des politischen Konflikts, sondern begrenzte Möglichkeiten des Zusammenlebens, die seine Gewalt und die asymmetrische Betroffenheit anerkennen.

Die sieben Themenfelder spiegeln schließlich auch die Art wider, wie das hier dargestellte lokalisierte Wissen im Forschungsprozess erschlossen und geordnet wurde. Sie entstanden im Zusammenspiel von Interviewanalyse, Zukunftslabor und gemeinsamer Auswahl und Verdichtung des Materials durch Wissenschaftler:innen und Forschungspartner:innen. Individuelle Erfahrungen wurden dabei miteinander in Beziehung gesetzt und aus unterschiedlichen Positionierungen heraus reflektiert. Die Themenfelder sind deshalb weder als einheitliche Sicht ukrainischer oder russisch(sprachig)er Communities noch ausschließlich als wissenschaftliche Kategorisierung zu verstehen. Sie bündeln vielmehr biografisch und sozial situiertes Erfahrungs- und Praxiswissen darüber, wie ein transnationalisierter Konflikt im Alltag wirksam wird und wie Menschen mit seinen Folgen umgehen.

5 Fazit: Lokalisiertes Wissen als Ressource für Friedens- und Konfliktvermittlung

Der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine wirkt weit über das unmittelbare Kriegsgebiet hinaus. Für ukrainische und russisch(sprachig)e Migrant:innen in Deutschland verändert er soziale Beziehungen, Zugehörigkeiten und Zukunftsvorstellungen und stellt frühere Selbstverständlichkeiten des alltäglichen Zusammenlebens infrage. Unsere Untersuchung zeigt jedoch zugleich, dass diese Menschen nicht lediglich passive Betroffene einer transnationalisierten Auseinandersetzung und auch nicht bloß Träger:innen eines aus den Herkunftsländern „importierten“ Konflikts sind. In ihrem Alltag entwickeln sie unterschiedliche Deutungen und Praktiken, mit denen sie die Folgen des Kriegs bewältigen, Konflikte bearbeiten und unter schwierigen Bedingungen Beziehungen und Handlungsfähigkeit aufrechterhalten. Sie verfügen damit über lokalisiertes Wissen darüber, wie eine internationale Konfrontation in einem neuen gesellschaftlichen Kontext wirksam wird und unter welchen Bedingungen seine Wirkung auf soziale Beziehungen begrenzt werden kann.

Aus dieser Perspektive ergeben sich drei zentrale Beiträge unserer Forschungsergebnisse. Erstens verbinden sie die Forschung zur Konflikttransportation mit Ansätzen des lokalen Alltagsfriedens und erweitern damit den Blick auf transnationalisierte Konflikte. Zweitens zeigen sie, welchen Erkenntnisgewinn eine partizipative, beziehungsorientierte und ko-kreative Erforschung solchen lokalisierten Wissens ermöglichen kann. Drittens verweisen sie auf praktische Ansatzpunkte für eine Friedens- und Konfliktvermittlung, die nicht erst bei formalen politischen Konflikten oder organisierter Diasporamobilisierung ansetzt, sondern die vorpolitischen sozialen Räume ernst nimmt, in denen Konflikte im Alltag erfahren, ausgehandelt und begrenzt werden.

5.1 KONFLIKTTRANSPORTATION UND ALLTAGSFRIEDEN ZUSAMMENDENKEN

Die Forschung zu Diasporas und Konflikttransportation hat wesentlich dazu beigetragen, die Vorstellung infrage zu stellen, Migrant:innen würden Konflikte aus ihren Herkunftsländern unverändert in neue gesellschaftliche Kontexte übertragen. Unsere Ergebnisse stützen diese Kritik und führen sie weiter. Im untersuchten deutschen Diasporakontext wird der russisch-ukrainische Konflikt weder territorial noch sozial einfach reproduziert. Er trifft auf Menschen mit sehr unterschiedlichen Migrationsbiografien, sprachlichen Zugehörigkeiten, politischen Einstellungen und persönlichen Beziehungen zur Ukraine und zu Russland. Aus diesen unterschiedlichen Positionierungen entstehen eigenständige Konfliktdynamiken.

Besonders deutlich wird dies daran, dass sich Konflikttransportation nicht allein in politischer Mobilisierung äußert. Sie vollzieht sich vielfach im vorpolitischen Raum: wenn Sprache ihre bisherige Selbstverständlichkeit verliert, wenn Menschen ihre Herkunft erklären oder rechtfertigen müssen, wenn Familien und Freundeskreise über den Krieg zerbrechen oder wenn frühere Erinnerungen und Zugehörigkeiten neu bewertet werden. Sicherheit, Identität, Vergangenheit und Zukunft werden damit selbst zu Arenen des transportierten Konflikts. Dieser Befund erweitert den Blick von sichtbarer Diasporapolitik und organisiertem Engagement auf jene alltäglichen sozialen Beziehungen, in denen Konflikte häufig weniger spektakulär, aber nicht weniger folgenreich wirksam werden.

Die Alltagsperspektive zeigt zugleich, dass dieselben sozialen Räume, in denen Konflikte transportiert werden, auch Möglichkeiten ihrer Begrenzung hervorbringen. Konflikttransportation und *everyday peace* lassen sich deshalb analytisch nicht voneinander trennen. Menschen reagieren auf Konflikte nicht nur mit Abgrenzung und Mobilisierung, sondern auch mit Praktiken, die antagonistische Zuschreibungen unterbrechen: Sie differenzieren zwischen Menschen und Regierungen, hören einander zu, helfen, übersetzen, vermeiden eskalierende Gespräche oder halten persönliche Beziehungen trotz grundlegender Differenzen aufrecht. Solche Praktiken lösen weder den Krieg noch seine politischen Ursachen. Sie können jedoch verhindern, dass dessen Freund-Feind-Logik soziale Beziehungen vollständig strukturiert.

Alltagsfrieden erscheint in unserer Untersuchung deshalb weder als unpolitische Nische noch als harmonische Gegenwelt zum Konflikt. Er ist relational, situativ und begrenzt. Insbesondere die asymmetrische Betroffenheit durch den russischen Angriffskrieg setzt einer abstrakten Forderung nach Dialog oder Versöhnung klare Grenzen. Friedliches Zusammenleben setzt nicht voraus, politische Unterschiede einzuebnen oder unterschiedliche Verantwortung für Gewalt auszublenden. Vielmehr kann gerade die Anerkennung unterschiedlicher Betroffenheiten, Erfahrungen und Grenzen eine Voraussetzung dafür sein, dass Beziehungen überhaupt weitergeführt oder neu gestaltet werden können. Die Verbindung von Konflikttransportation und *everyday peace* macht damit sichtbar, dass die Transformation eines transportierten Konflikts und die alltäglichen Formen seines Umgangs nicht als getrennte Prozesse betrachtet werden sollten.

5.2 LOKALISIERTES WISSEN: DIASPORAS ALS WISSENSTRÄGER:INNEN

Die empirischen Ergebnisse konkretisieren den in Kapitel 2 entwickelten Begriff des lokalisierten Wissens in mehrfacher Hinsicht. Sie zeigen zunächst, wie stark dieses Wissen biografisch, relational und transnational situiert ist. Es entsteht an der Schnittstelle unterschiedlicher Räume und Erfahrungen: zwischen Deutschland, der Ukraine und Russland, zwischen Vergangenheit und Gegenwart sowie zwischen persönlicher Betroffenheit, sozialen Beziehungen und öffentlichen Zuschreibungen.

Gerade darin liegt der Erkenntniswert. Öffentliche Debatten über ukrainische und russisch(sprachig)e Migrant:innen konzentrieren sich häufig auf sichtbare politische Positionierungen, Loyalitäten oder Konflikte. Eine Alltagsperspektive macht dagegen Ambivalenzen sichtbar, die sich solchen Zuschreibungen entziehen. Menschen können sich der Ukraine verbunden fühlen und weiterhin Russisch sprechen; sie können aus Russland stammen und den russischen Staat entschieden ablehnen; sie können Beziehungen abbrechen und gleichzeitig andere Verbindungen über Herkunftsgrenzen hinweg bewahren. Lokalisierte Erfahrungen zeigen damit, wo kollektive Kategorien für das Verständnis transportierter Konflikte wichtig werden – und wo ihre Erklärungskraft endet.

Ukrainische und russisch(sprachig)e Migrant:innen sind in diesem Sinne Wissensträger:innen über die soziale Transformation des Kriegs. Ihre Erfahrungen geben Aufschluss darüber, welche neuen Konfliktlinien außerhalb des unmittelbaren Kriegsgebiets entstehen, wie sich politische Gewalt in alltägliche Beziehungen einschreibt und welche Bedingungen Menschen benötigen, um unter diesen Umständen handlungs- und beziehungsfähig zu bleiben. Dieses Wissen stellt keine repräsentative Sicht „der ukrainischen" oder „der russischen Diaspora" dar. Gerade die Heterogenität der erhobenen Perspektiven widerspricht einer solchen Vorstellung. Sein Wert besteht vielmehr in seiner Situiertheit: Es macht Mechanismen und Konstellationen sichtbar, die sich einer ausschließlich auf öffentliche Mobilisierung, politische Organisationen oder nationale Gruppenzugehörigkeiten gerichteten Analyse entziehen.

Damit verschiebt sich zugleich die Perspektive auf die Rolle von Diasporas in der Friedens- und Konfliktforschung. Sie erscheinen weder grundsätzlich als „peace-makers" noch als „peace-wreckers". Ihre Bedeutung für die Friedens- und Konfliktforschung liegt zunächst darin, dass ihre Erfahrungen Wissen darüber enthalten, wie Konflikte in transnationalen Gesellschaften konkret gelebt und bearbeitet werden. Dieses Wissen ernst zu nehmen bedeutet nicht, den betroffenen Menschen Verantwortung für die Lösung eines internationalen Konflikts zu übertragen. Es bedeutet vielmehr, ihre Erfahrungen als eigenständige Erkenntnisquelle für das Verständnis der gesellschaftlichen Folgen und der alltäglichen Bearbeitung transnationalisierter Konflikte anzuerkennen.

5.3 LOKALISIERTES WISSEN PARTIZIPATIV UND KO-KREATIV ERFORSCHEN

Der methodische Beitrag unserer Forschung liegt weniger in einzelnen partizipativen oder kreativen Verfahren als in der Erweiterung des Interpretationsprozesses. Erfahrungen aus den Interviews wurden nicht ausschließlich durch das wissenschaftliche Team geordnet und bewertet, sondern im Zukunftslabor von Menschen mit unterschiedlichen biografischen und sozialen Positionierungen miteinander in Beziehung gesetzt und neu gelesen. Partizipation und Ko-Kreation veränderten damit auch, wer an der Interpretation des empirischen Materials beteiligt war und welche Verbindungen, Unterschiede und Relevanzen dabei sichtbar wurden.

Der ko-kreative Charakter des Forschungsprozesses besteht deshalb nicht allein in der Verwendung kreativer Formate oder in den daraus entstehenden Produkten wie der digitalen Ausstellung und weiterer geplanter künstlerischer Umsetzungsformen. Er liegt auch in der gemeinsamen Herstellung von Deutungszusammenhängen. Indem die Teilnehmenden Interviewfragmente auswählten, ordneten und interpretierten, wurden sie an der Frage beteiligt, welche Erfahrungen für das Verständnis von Konflikt und friedlichem Zusammenleben besonders relevant sind. Auf diese Weise entstanden aus individuellen Narrationen neue Verbindungen und Kontraste, die bei einer ausschließlich durch das wissenschaftliche Team vorgenommenen Auswertung möglicherweise anders gewichtet oder weniger sichtbar geworden wären.

Dieser Erkenntnisgewinn sollte allerdings nicht mit der Vorstellung einer hierarchiefreien gemeinsamen Wissensproduktion verwechselt werden. Welche Menschen am Projekt beteiligt waren, welche Rollen sie übernehmen konnten und welche Perspektiven Eingang in die Forschung fanden, blieb durch Zugänge zum Feld, Ressourcen, institutionelle Rahmenbedingungen und die besondere politische Situation geprägt. Insbesondere loyalistische und offen den russischen Angriffskrieg unterstützende Positionen konnten kaum erreicht werden. Auch zwischen akademischen und nicht-akademischen Beteiligten bestanden unterschiedliche Entscheidungs- und Handlungsmöglichkeiten fort. Partizipation und Ko-Kreation verstehen wir daher nicht als vollständige Aufhebung dieser Asymmetrien, sondern als einen reflexiven Forschungsanspruch: Wissen über die untersuchten Lebenswelten soll möglichst eng mit jenen Menschen entwickelt und interpretiert werden, deren Erfahrungen Gegenstand der Forschung sind, ohne Unterschiede in Position, Verantwortung und Einfluss zu verdecken.

Gerade diese Verbindung aus Beteiligung und Reflexivität ist für die Friedensforschung relevant. Wenn Frieden als relationale und alltägliche Praxis verstanden wird, lässt er sich nicht ausschließlich aus distanzierter Beobachtung erschließen. Partizipative Forschung kann soziale Räume schaffen, in denen Erfahrungen artikuliert, unterschiedliche Perspektiven aufeinander bezogen und bestehende Deutungen überprüft werden. Sie produziert damit nicht automatisch „besseres“ oder repräsentativeres Wissen. Sie kann jedoch zusätzliche Formen von Wissen erschließen und den Kreis derjenigen erweitern, die an seiner Interpretation beteiligt sind.

5.4 KONSEQUENZEN FÜR DIE FRIEDENS- UND KONFLIKTVERMITTLUNG

Aus diesen Erkenntnissen ergeben sich schließlich praktische Implikationen für Friedens- und Konfliktvermittlung in transnationalisierten Konflikten. Ihr Ausgangspunkt sollte nicht die Vorstellung sein, Konflikte zwischen vermeintlich geschlossenen Diasporagruppen vermitteln zu müssen. Unsere Ergebnisse zeigen vielmehr, dass Konfliktlinien und Verbindungsmöglichkeiten quer zu nationalen Kategorien verlaufen. Friedensfördernde Ansätze müssen deshalb unterschiedliche Biografien, politische Positionierungen und asymmetrische Betroffenheiten berücksichtigen und dort ansetzen, wo Konflikte tatsächlich wirksam werden: in sozialen Beziehungen und konkreten Lebenswelten.

Besondere Bedeutung haben dabei Räume, in denen Menschen einander jenseits eindeutiger kollektiver Rollen begegnen können – beispielsweise als Kolleg:innen, Nachbarn, Eltern, Lernende, Helfende oder Mitglieder gemeinsamer zivilgesellschaftlicher Zusammenhänge. Solche Räume sind nicht automatisch friedlich und sollten nicht mit politischer Neutralität oder Versöhnung gleichgesetzt werden. Sie können jedoch Bedingungen schaffen, unter denen Menschen unterschiedliche Erfahrungen artikulieren, Grenzen benennen, stereotype Zuschreibungen differenzieren und Formen praktischer Kooperation entwickeln können. Die empirischen Beispiele unserer Untersuchung zeigen, dass sich Alltagsfrieden häufig genau in solchen unspektakulären Formen des Zuhörens, Helfens, Übersetzens und Offenhaltens von Beziehungen manifestiert.

Das Zukunftslabor verweist auf eine weitere Möglichkeit. Als Forschungsraum war es zugleich ein zeitlich begrenzter sozialer Raum, in dem unterschiedliche Erfahrungen mit Krieg, Migration und Zugehörigkeit gemeinsam reflektiert werden konnten. Teilnehmende beschrieben die Erfahrung, mit Fragen konfrontiert worden zu sein, die sie für wichtig hielten, sich selbst aber bislang kaum zu stellen gewagt hatten. Dass aus dieser Arbeit der Wunsch hervorging, die gemeinsam entwickelten Themen in einem dokumentarischen Theaterstück weiterzubearbeiten, zeigt eine Form von Aneignung und Selbstaktivierung. Daraus lässt sich nicht ableiten, dass ko-kreative Forschung unmittelbar Konflikte transformiert oder Frieden erzeugt. Sie kann jedoch Reflexions-, Ausdrucks- und Begegnungsräume eröffnen, in denen Menschen ihre eigenen Erfahrungen neu deuten und gesellschaftlich sichtbar machen.

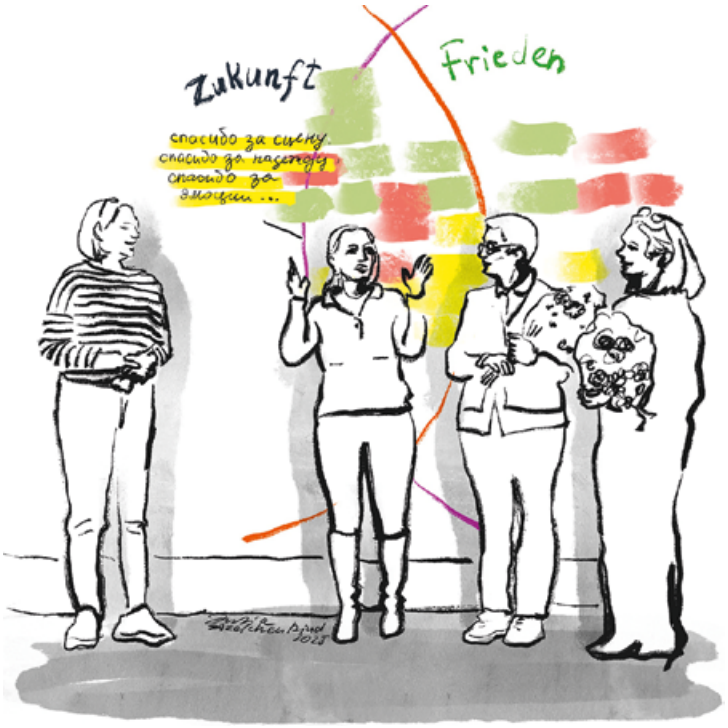


Abb. 14: „Danke für das Setting, danke für die Hoffnung, danke für die Emotionen ...“ – Eine Teilnehmerin des Zukunftslabors teilt ihre Eindrücke nach zwei Tagen intensiver gemeinsamer Arbeit.

Darin liegt das mögliche friedensfördernde Potenzial lokalisierten Wissens. Internationale Konflikte erzeugen gesellschaftliche Folgen an weit mehr Orten als dem unmittelbaren Kriegsschauplatz. Eine Friedens- und Konfliktvermittlung, die diesen transnationalisierten Realitäten gerecht werden will, muss deshalb genauer hinschauen, wo Konflikte im Alltag wirksam werden und wie Menschen dort bereits mit ihnen umgehen. Die Erfahrungen ukrainischer und russisch(sprachig)er Migrant:innen in Deutschland zeigen, dass Frieden unter solchen Bedingungen weder mit Konfliktfreiheit noch mit vorschneller Versöhnung gleichzusetzen ist. Frieden zeigt sich vielmehr in der Möglichkeit, Sicherheit und Handlungsfähigkeit wiederzugewinnen, unterschiedliche Erfahrungen anzuerkennen, Beziehungen dort aufrechtzuerhalten, wo dies möglich ist, und Grenzen dort zu respektieren, wo es notwendig ist. Eine Friedens- und Konfliktvermittlung, die transnationalisierten Konflikten gerecht werden will, sollte deshalb auch jene gesellschaftlichen Orte und alltäglichen Praktiken in den Blick nehmen, in denen Menschen ihre Folgen erfahren, aushandeln und zu begrenzen versuchen.

Literatur

Anderson, Benedict (1998). Long Distance Nationalism. In: Anderson, Benedict (Hrsg.): The Spectre of Comparisons. Nationalism, Southeast Asia and the World. London: Verso: 58–76.

Andrä, Christine (2022). Crafting Stories, Making Peace? Creative Methods in Peace Research. Millennium 50 (2): 494–523.

Baser, Bahar (2013). Diasporas and imported-conflicts: the case of Turkish and Kurdish second generation in Sweden. Journal of Conflict Transformation and Security 3 (2): 105–125.

Benner, Ann-Kathrin, Hendrik Hegemann, Holger Niemann, Delf Rothe & Ursula Schröder (2025). Doing Peace! A Framework for Participatory Research in Peace and Security Studies, IFSH Research Report 015, Hamburg: IFSH.

Bergold, Jarg & Stefan Thomas (2012). Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung. Forum Qualitative Sozialforschung 13 (1, Art. 30): https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1801/3333.

Björkdahl, Annika & Johanna Mannergren Selimovic (2021). Methodologies for Feminist Peace Research. In: Väyrynen, Tanja, Swati Parashar, Élise Féron & Catia Cecilia Confortini (Hrsg.): Routledge Handbook of Feminist Peace Research. London: Routledge: 40–49.

Choi, Shine (2021). Everyday peace in critical feminist theory. In: Väyrynen, Tanja, Swati Parashar, Élise Féron & Catia Cecilia Confortini (Hrsg.): Routledge Handbook of Feminist Peace Research. London: Routledge: 60–69.

Cohen, Cynthia (2011). Acting Together II. Performance and the Creative Transformation of Conflict: Building Just and Inclusive Communities. New York: New York University Press.

Collier, Paul & Anke Hoeffler (2004). Greed and Grievance in Civil War. Oxford Economic Papers 56 (4): 563–595.

Collogan, Lauren K., Farris Tuma, Regina Dolan-Sewell, Susan Borja & Alan R. Fleischman (2004). Ethical Issues Pertaining to Research in the Aftermath of Disaster. Journal of Traumatic Stress 17 (5): 363–372.

Davids, Tine, Marieke van Houte & Maybritt Jill Alpes (2025). Mixing creative and qualitative methods: an appreciative inquiry into responsible knowledge production for engaged scholars. Journal of Ethnic and Migration Studies 51 (12): 3153–3169.

Edler, Hannah, Ulrike Krause & Nadine Segadlo (2025). 'We are creating peace': everyday peace practices of displaced women in Kenya and Germany. Conflict, Security & Development 25 (1): 63–83.

Everts, Jonathan, Matthias Lahr-Kurten & Matt Watson (2011). Practice Matters! Geographical Inquiry and Theories of Practice. Erdkunde 65 (4): 323–334.

Fam, Dena, Elizabeth Clarke, Rebecca Freeth, Pim Derwort, Kathleen Klaniecki, Lydia Kater-Wettstädt, Sadhbh Juarez-Bourke, Stefan Hilser, Daniela Peukert, Esther Meyer & Andra-Ioana Horcea-Milcu (2020). Interdisciplinary and transdisciplinary research and practice: Balancing expectations of the 'old' academy with the future model of universities as 'problem solvers'. Higher Education Quarterly 74 (1): 19–34.

Féron, Élise (2021). Gender and Diaspora. In: Väyrynen, Tanja, Swati Parashar, Élise Féron & Catia Cecilia Confortini (Hrsg.): Routledge Handbook of Feminist Peace Research. London: Routledge: 428–236.

Féron, Élise & Bahar Baser (2023). Diasporas and Transportation of Homeland Conflicts: Inter-group Dynamics and Host-Country Responses. Ethnopolitics 22 (4): 375–383.

Féron, Élise & Sofiya Voytiv (2021). Towards a theory of diaspora formation through conflict deterritorialization. Studies in Ethnicity and Nationalism 21 (3): 210–224.

Firchow, Pamina (2018). Reclaiming Everyday Peace: Local Voices in Measurement and Evaluation after War. Cambridge: Cambridge University Press.

Firchow, Pamina (2020). World Peace is Local Peace. Ethics and International Affairs 34 (1): 57–65.

Firchow, Pamina & Mneesha Gellman (2021). Collaborative Methodologies: Why, How, and for Whom? PS: Political Science & Politics 54 (3): 525–529.

Fujii, Lee Ann (2017). Interviewing n Social Science Research. New York: Routledge.

Gude, Hubert (2022). „In Treue fest an Putins Seite? Im Gegenteil, Jannis Panagiotidis von der Universität Wien sieht eine wachsende Distanz von russischstämmigen Deutschen zu ihrer früheren Heimat." Der Spiegel, 5. März 2022, 65.

Human Rights Watch (2022). Russia Criminalizes Independent War Reporting, Anti-War Protests: 'Discrediting' Armed Forces, Calling to End the War, Backing Sanctions Become Crimes, 7 March 2022: https://www.hrw.org/news/2022/03/07/russia-criminalizes-independent-war-reporting-anti-war-protests?utm_source=chatgpt.com (abgerufen am 7. September 2026).

Hunt, Charles T. (2017). Beyond the binaries: towards a relational approach to peacebuilding. Global Change, Peace & Security 29 (3): 209–227.

Jarstad, Anna, Johanna Söderström & Malin Åkebo (2024). Relational Peace Practices. Manchester: Manchester University Press.

Julian, Rachel, Berit Bliesemann de Guevara & Robin Redhead (2019). From expert to experiential knowledge: exploring the inclusion of local experiences in understanding violence in conflict. Peacebuilding 7 (2): 210–225.

Jungk, Robert & Norbert R. Müllert (1981). Zukunftswerkstätten. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Klauser, Natalie (2022). Russlanddeutsche im Generationenkonflikt, kurzum Nr. 13, April, Bonn: Konrad Adenauer Stiftung.

Koggel, Christine M., Ami Harbin & Jennifer Llewellyn (2022). Feminist Relational Theory. Journal of Global Ethics 18 (1–14).

Lefort, Bruno (2023). Conflicted Identities: Negotiating Belonging among Young People from the Lebanese Diasporas in Montreal. Ethnopolitics 22 (4): 435–452.

Lewin, Kurt (1946). Action Research and Minority Problems. Journal of Social Issues 2 (4): 34–46.

Mac Ginty, Roger (2014). Everyday peace: Bottom-up and local agency in conflict-affected societies. Security Dialogue 45 (6): 548–564.

Mac Ginty, Roger (2021). Everyday peace: How So-called Ordinary People Can Disrupt Violence. Oxford: Oxford University Press.

Mac Ginty, Roger & Pamina Firchow (2016). Top-down and bottom-up narratives of peace and conflict. Politics 36 (3): 308–323.

Macek, Ivana (2009). Sarajevo under siege: Anthropology in wartime. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.

Millar, Gearoid (2021). Ethnographic Peace Research. In: Richmond, Oliver P. & Gözim Visoka (Hrsg.): The Oxford Handbook of Peacebuilding, Statebuilding, and Peace Formation. Oxford: Oxford University Press: 164–174.

Newig, Jens, Stephanie Jahna, Daniel J. Langa, Judith Kahlea & Matthias Bergmann (2019). Linking modes of research to their scientific and societal outcomes. Evidence from 81 sustainability-oriented research projects. Environmental Science and Policy 101 (November): 147–155.

Niewöhner, Jörg (2015). Epigenetics. Localizing Biology through Co-Laboration. New Genetics and Society 34 (2): 219–242.

Orjuela, Camilla (2023). Diaspora Memory Conflicts: Struggles over Genocide Commemoration, Recognition and Denial. Ethnopolitics 22 (4): 453–470.

Østergaard-Nielsen, Eva (2006). Diasporas and conflict resolution – part of the problem or part of the solution? Danish Institute for International Studies Brief, Stockholm.

Paget, Derek (1987). 'Verbatim Theatre': Oral History and Documentary Techniques. New Theatre Quarterly 3 (12): 317–336.

Paget, Derek (2014). New Documentarism on Stage: Documentary Theatre in New Times. Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik 56 (2): 129–141.

Panagiotidis, Jannis (2021). Postsowjetische Migration in Deutschland: eine Einführung. Weinheim: Beltz Juventa.

Pauls, Evelyn (2023). Participatory Methods in Peacebuilding Work. Berghof Foundation Policy Brief Mach 2023: Berlin.

Pickering, Paula M. (2007). Peacebuiliding in the Balkans: The View from the Ground Floor. Ithaca: Cornell University Press.

Quattrone, Anna (2023). Sri Lankan Diasporas between Participation and Conflict: Intergroup Dynamics in Italy. Ethnopolitics 22 (4): 418–434.

Richmond, Oliver P. (2018). Rescuing Peacebuilding? Anthropology and Peace Formation. Global Society 32 (2): 221–239.

Richmond, Oliver P. (2019). Peace and the Formation of Political Order. International Peacekeeping 26 (1): 85–110.

Ruhdorfer, Isolde (2022). Die Putinfluencer. Zeit Campus, 8. Juni 2022: https://www.zeit.de/campus/2022-06/propaganda-social-media-influencer-russland (abgerufen am 10. September 2026).

Smith, Hazel & Paul Stares (Hrsg.) (2007). Diasporas in conflict: peace-makers or peace-wreckers? Tokyo: United Nations University Press.

Souillac, Geneviève & Douglas P. Fry (2016). Anthropology: Implications for Peace. In: Richmond, Oliver P., Sandra Pogodda & Jasmin Ramović (Hrsg.): The Palgrave Handbook of Disciplinary and Regional Approaches to Peace. London: Palgrave Macmillan: 69–81.

Spiegel Online (2026). Bundesanwaltschaft klagt mutmaßliche Spione Moskaus an. Spiegel Online, 13. Januar 2026: https://www.spiegel.de/panorama/paketbomben-anschlaege-vorbereitet-bundesanwaltschaft-klagt-mutmassliche-russische-spione-an-a-eb61d020-39f6-4588-b01f-3d20f6d981fb (abgerufen am 13. Januar 2026).

Sponsel, Leslie E. (2014). The Anthropology of Peace and Nonviolence. Diogenes 61 (3–4): 30–45.

Statistisches Bundesamt (2026). Im Fokus: Russland und Ukraine, 26.09.2026. https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/ukraine.html (abgerufen am 06. Oktober 2026).

Svop Jensen, Caecilie (2023). Autonomising Conflict: Conflict Transportation in Online Activity among Kurdish and Turkish Diasporas in Denmark. Ethnopolitics 22 (4): 401–417.

Svop Jensen, Caecilie & Éliseda Féron (2021). Diasporas and Conflict Transportation. Challenges and Creative Practices. Tampere: Tampere Peace Research Institute.

Tajfel, Henri & Jonathan Turner (1979). An Integrative Theory of Intergroup Conflict. In: Austin, William G. & Stepen Worchel (Hrsg.): The Social Psychology of Intergroup Relations. Monterey: Brooks/Cole: 33–47.

Turner, Mandy (2008). Three Discourses on Diasporas and Peacebuilding. In: Pugh, Michael, Neil Cooper & Many Turner (Hrsg.): Whose Peace? Critical Perspectives on the Political Economy of Peacebuilding. Hampshire: Palgrace Macmillan: 173–190.

Unger, Hella von (2014). Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS.

Vaughan-Williams, Nick & Daniel Stevens (2015). Vernacular theories of everyday (in)security: The disruptive potential of non-elite knowledge. Security Dialogue 47 (1): 40–58.

von Köppen, Marilena, Kristina Schmidt & Sabine Tiefenthaler (2020). Mit vulnerablen Gruppen forschen – ein Forschungsprozessmodell als Reflexionshilfe für partizipative Projekte. In: Hartung, Susanne, Petra Wihofszky & Michael T. Wright (Hrsg.): Mit vulnerablen Gruppen forschen – ein Forschungsprozessmodell als Reflexionshilfe für partizipative Projekte. Wiesbaden: Springer VS: 21–67.

Voytiv, Sofiya (2019). Ukrainian and Russian organizations in Sweden and the conflict "back home". Connections 39 (1): 1–20.

Voytiv, Sofiya (2020). Deterritorializing Conflict, Reterritorializing Boundaries. Diaspora and Conflict in the "Homeland". Stockholm: Stockholm Studies in Sociology, New Series 78 (Doctoral Thesis)

Ware, Anthony & Vicki-Ann Ware (2022). Everyday peace: rethinking typologies of social practice and local agency. Peacebuilding 10 (3): 222–241.

Young, Stuart (2026). Documentary and Verbatim Theatre. Tracing Methodologies and Practitioners. Abington New York: Routledge.

ZOiS (2024). Osteuropaforschung in der Verantwortung: Forschungsethik während Russlands Krieg gegen die Ukraine, ZOiS Report 02/24, Juni, Berlin.

Weitere Ergebnisse dieser Forschung präsentiert die digitale Ausstellung „Räume des Friedens“: **www.raeume-des-friedens.de**.

ÜBER DIE AUTOR:INNEN

Christian Fröhlich ist Associate Researcher am Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg (IFSH). *froehlich@ifsh.de*.

Regina Heller ist Senior Researcher am Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg (IFSH), *heller@ifsh.de*.

Der Research Report ist unter Mitwirkung der freien Drehbuchautorin und Theatermacherin **Nana Grinstein** entstanden. *nana.greenstein@gmail.com*.

ÜBER DAS PROJEKT

Dieser Research Report entstand im Rahmen des Forschungsprojekts *„Räume des Friedens. Friedensideen in der russischen und ukrainischen Diaspora in Deutschland und ihr Potenzial für die Konflikttransformation“* statt, das von der Deutschen Stiftung Friedensforschung (DSF) gefördert wird.

Gefördert durch:

DSF Deutsche Stiftung Friedensforschung
german foundation for peace research

ÜBER DAS INSTITUT

Das Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik (IFSH) erforscht die Bedingungen von Frieden und Sicherheit in Deutschland, Europa und darüber hinaus. Das IFSH forscht eigenständig und unabhängig. Es wird von der Freien und Hansestadt Hamburg finanziert.

Gefördert von:

Hamburg | Behörde für Wissenschaft, Forschung und Gleichstellung

DOI: https://doi.org/10.25592/ifsh-research-report-016 Copyright für alle Abbildungen außer Abb.1: Julia Zeichenkind
Text License: Creative Commons CC-BY-ND (Attribution/NoDerivatives/4.0 International).

CC BY-ND